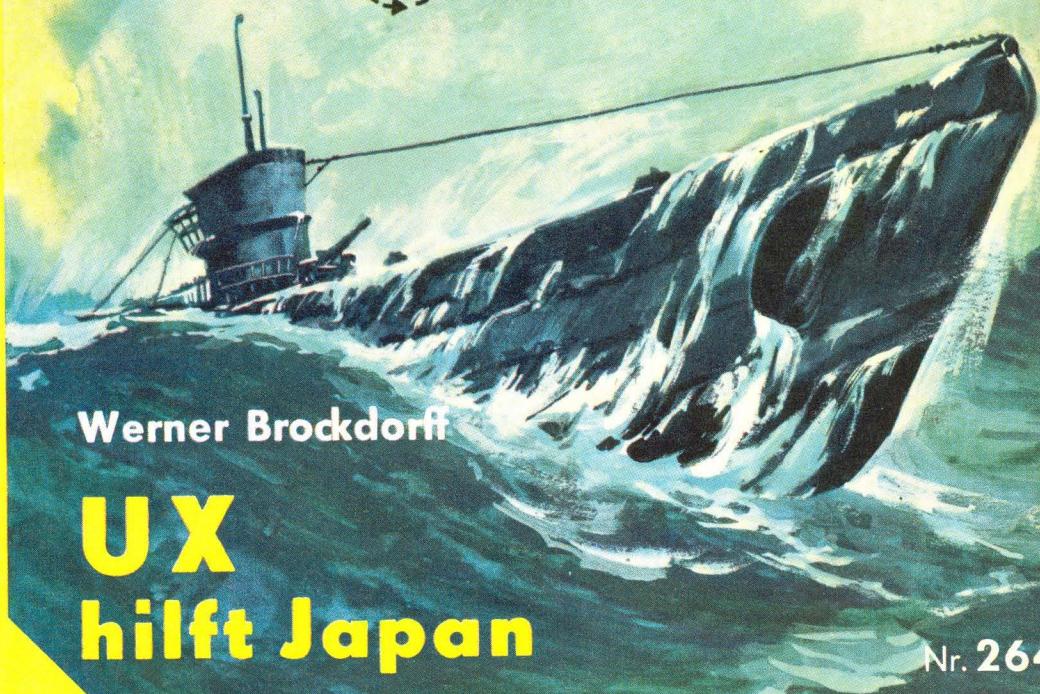
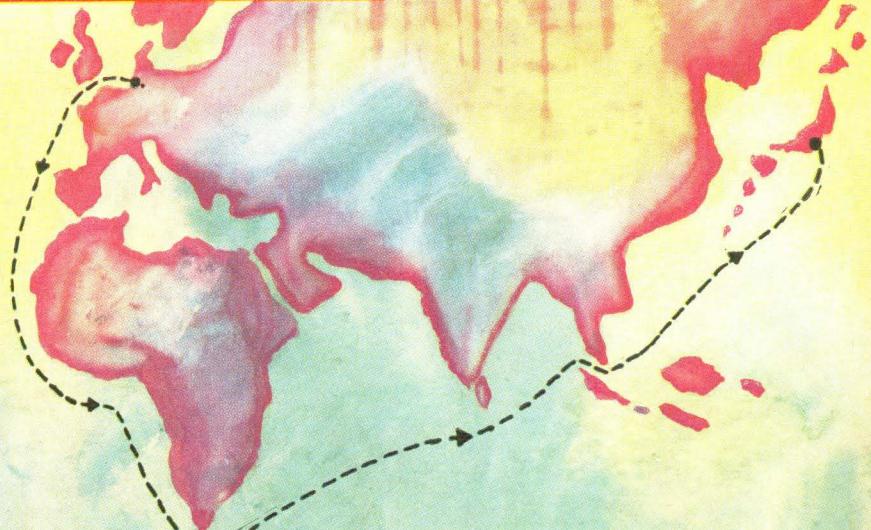


DER LANDSER



Werner Brockdorff

UX hilft Japan

Nr. 264

Ein verwegener Durchbruch
nach dem Fernen Osten

70 Pf

Österreich: 54,-
Italien: L. 140,-
Schweiz: sfr .80
Sonderpreis
Berlin: DM 0,50

Sammel-

Punkt

Zum Ausschneiden

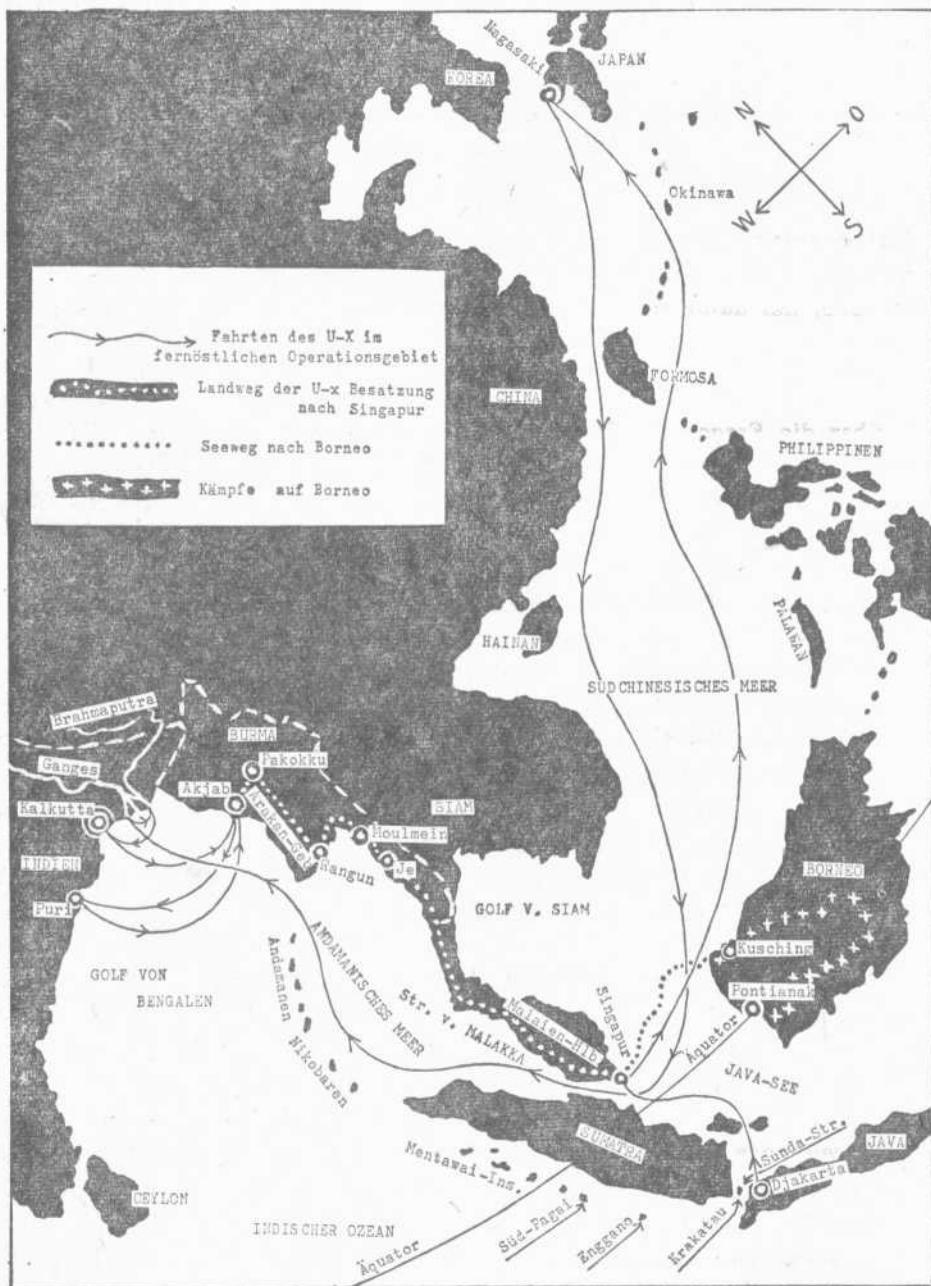
WERNER BROCKDORFF

U-X hilft Japan

Ein verwegener Durchbruch nach dem
Fernen Osten

ERICH PABEL VERLAG • RASTATT (BADEN)

Mit vier Kartenskizzen



VORWORT

Am 29. Dezember 1941, unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges im Pazifik, befaßte sich das Oberkommando der Wehrmacht mit Plänen für eine Hilfeleistung an Japan. In einem Schreiben vom 29. Dezember 1941 setzte sich der Chef des dafür eingerichteten Sonderstabes HWK mit dem Reichsaußenminister in Verbindung. Er schrieb wörtlich:

In Fortsetzung meines Schreibens vom 16. Dezember 1941 berichte ich über die Fragen des Zusammenwirkens zwischen Deutschland und Japan auf dem Gebiet der Kriegswirtschaft und des Wirtschaftskrieges wie folgt:

1. Auf dem Gebiete der Rüstung hatte die japanische Wehrmacht bereits längere Zeit vor dem Kriegseintritt über die deutsche Delegation in Tokio bestimmte Wünsche auf Lieferung von Kriegsgerät und Rüstungsmaterial eingereicht, die nach Prüfung auf ihre derzeitige Erfüllbarkeit durch die deutschen Wehrmachtsdienststellen als Vorschlagsliste (Liste B) über das Reichswirtschaftsministerium unter dessen Nr. II/EM 11313/41 gRs am 20. September 1941 dem Auswärtigen Amt zu Hd. von Dir. Wiehl zur weiteren politischen Auswertung zugestellt wurde. Das Auswärtige Amt hat diese Liste den Japanern noch nicht ausgehändigt.

Die Prüfung der japanischen Liste erfolgte vor Kriegseintritt Japans. Es sind daher im allgemeinen bei der Prüfung durch deutsche Wehrmachtsdienststellen in der hierbei zustande gekommenen Vorschlagsliste nur solche Kriegsgeräte aufgenommen worden, die von den Wehrmachtsteilen technisch für den Export freigegeben werden konnten. Es wäre demnach jetzt mit den Wehrmachtsteilen erneut zu prüfen und unter den veränderten Umständen bei oberster Stelle zur Entscheidung zu bringen, ob bei der jetzigen Kriegslage nicht auch neueste Muster an Kriegsgerät freigegeben werden sollten.

Solange ein gesicherter Transport für Massengüter nicht möglich ist, dürfte es sich im allgemeinen nur um wenige Muster mit entsprechenden Zeichnungen und Vorrichtungsplänen handeln, die den Nachbau in Japan ermöglichen. Beim Transport müßte sichergestellt sein, daß bei Aufbringung des Schiffes die Ladung dem Feinde nicht in die Hände fällt.

Im übrigen wurden im Jahre 1941 auf dem Gebiete des allgemeinen Industriebedarfs deutscherseits nach Japan auf den Weg gebracht: Turbinen und Generatoren für das Sungari-Kraftwerk, ein Walzwerk, ein mittlerer Posten Werkzeugmaschinen, Kali und Chemikalien. Auf Grund eines weiteren japanischen Wunsches werden zur Zeit in Bordeaux Werkzeuge, Werkzeugmaschinen und sonstige Industriebedarfsgüter zur Verschiffung gebracht.

2. Folgende Maßnahmen und Möglichkeiten müssen in naher Zukunft ins Auge gefaßt und auf ihre Durchführbarkeit geprüft werden:

a) Erweiterung des Blockadebruchs durch Einsatz japanischer Schiffe zur Lieferung von Rohstoffen nach Deutschland und Übernahme kriegswichtiger Güter für Japan.

b) Fortsetzung bzw. Erweiterung der Lieferungen von Kautschuk, Pflanzen- und Walöl, Zinn und Wolfram mit japanischer Hilfe aus dem fernöstlichen Raum. Obwohl bei den angestrebten Vereinbarungen Rücksichten auf die gegenseitige Zahlungsbilanz möglichst ausgeschlossen werden sollen, sei darauf hingewiesen, daß Japan aus bisherigen Lieferungen rd. 60 Millionen RM und Mandschukuo rd. 14 Millionen RM an Deutschland schulden.

c) Gegenseitige Überlassung von Patenten und Lizzenzen einschließlich solcher von Feindstaaten, soweit sie sich im Besitz der Vertragspartner befinden. Hierbei sollten zum besonderen Schutz der Erfindungen und Herstellungsgeheimnisse mit Japan ähnliche gegenseitige Vereinbarungen getroffen werden, wie sie zwischen Deutschland und Italien getroffen worden sind.

3. Für die Zusammenarbeit mit Japan auf dem Gebiete des Handelskrieges und der wirtschaftlichen Kampfmaßnahmen kann das zwischen Deutschland und Italien auf Veranlassung des Sonderstabes HWK geschlossene formelle Abkommen vom 17. August 1940 als Vorgang dienen. Die besonderen japanischen Verhältnisse lassen es aber zur Durchführung der Gleichschaltung als zweckmäßig erscheinen, daß abweichend von der italienischen Organisation auch in Japan, falls noch nicht vorhanden, eine ähnliche Organisation wie der Sonderstab HWK geschaffen wird.

Die praktische Zusammenarbeit wäre sicherzustellen durch: Ernennung eines japanischen Verbindungsoffiziers sowie Zusammenfassung der praktischen Durchführung der Gleichschaltung aller Handels- und Wirtschaftskriegsmaßnahmen bei Sonderstab HWK.

Bisher hat eine ständige persönliche Fühlung bestanden zwischen Chef Sonderstab HWK und dem Vizeadmiral Nomura. Einem solchen unmittelbaren Kontakt kommt angesichts der Trennung der

Kriegsschauplätze und der besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse des Fernen Ostens erhöhte Bedeutung zu.

*Am 18. Januar 1942 wurde in der Reichskanzlei in Berlin ein Militärabkommen zwischen Deutschland, Italien und Japan unterzeichnet, in dem ebenfalls, neben der Abgrenzung der Aufgaben jedes Bündnispartners, gegenseitige Hilfeleistungen vereinbart wurden**

Das von Generalfeldmarschall Keitel für Deutschland, Konteradmiral Bertholdi und Generalleutnant Marras für Italien, Vizeadmiral Nomura, Generalleutnant Banzai und Generalmajor Komatsu für Japan Unterzeichnete Militärbündnis hatte folgenden Wortlaut:

I. Aufteilung der Zonen für die Operationen,

Die Deutsche und die Italienische Wehrmacht sowie die Japanische Armee und Marine werden im Rahmen der ihnen nachstehend zugeteilten Zonen die erforderlichen Operationen ausführen:

1. Japan.

a) Die Gewässer ostwärts etwa vom 70. Grad östlicher Lage bis zur Westküste des amerikanischen Kontinents sowie das Festland und die Inseln (Australien, Niederländisch-Indien, Neuseeland usw.), die in diesen Gewässern liegen.

b) Der asiatische Kontinent ostwärts etwa vom 70. Grad östlicher Länge.

2. Deutschland und Italien.

a) Die Gewässer westwärts etwa vom 70. Grad östlicher Länge bis zur Ostküste des amerikanischen Kontinents, sowie das Festland und die Inseln (Afrika, Island usw.), die in diesen Gewässern liegen.

b) Der Nahe Osten, der Mittlere Osten und Europa westwärts etwa vom 70. Grad östlicher Länge.

3. Im Indischen Ozean können die Operationen je nach der Lage über die oben vereinbarte Zonengrenze hinaus durchgeführt werden.

II. Allgemeiner Operationsplan.

1. Japan wird, im Zusammenwirken mit den deutschen und italienischen Operationen gegen England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Operationen im Südseeraum und im Pazifik durchführen.

a) Es wird wichtige Stützpunkte Englands, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Hollands in Großostasien vernichten, deren dortige Gebiete angreifen oder besetzen.

b) Es wird die Vernichtung der nordamerikanischen und englischen Land-, See- und Luftstreitkräfte im Pazifik und im Indischen Ozean anstreben, um sich die Seeherrschaft im westlichen Pazifik zu sichern.

c) Wenn die nordamerikanische und die englische Kriegsflotte sich größtenteils im Atlantik konzentrieren, wird Japan im ganzen Gebiet des Pazifik und des Indischen Ozeans seinen Handelskrieg verstärken und außerdem einen Teil seiner Marinestreitkräfte nach dem Atlantik entsenden und dort mit der deutschen und der italienischen Kriegsmarine unmittelbar Zusammenarbeiten.

2. Deutschland und Italien werden im Zusammenwirken mit den japanischen Operationen im Südseeraum und im Pazifik die Operationen gegen England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika durchführen.

a) Sie werden wichtige Stützpunkte Englands und der Vereinigten Staaten im Nahen Osten und im Mittleren Osten, im Mittelmeer und im Atlantik vernichten, deren dortige Gebiete angreifen oder besetzen.

b) Sie werden die Vernichtung der englischen und nordamerikanischen Land-, See- und Luftstreitkräfte im Atlantik und im Mittelmeer und die Zerstörung des feindlichen Handels anstreben.

c) Wenn die englische und die nordamerikanische Kriegsflotte sich größtenteils im Pazifik konzentrieren, werden Deutschland und Italien einen Teil ihrer Marinestreitkräfte nach dem Pazifik entsenden und dort mit der japanischen Marine unmittelbar Zusammenarbeiten.

III. Hauptpunkte der militärischen Zusammenarbeit.

1. Gegenseitige Fühlungnahme hinsichtlich wichtiger Punkte der operativen Planung. — 2.

Zusammenarbeit im Rahmen des Handelskrieges. —

3. Zusammenarbeit bezüglich der Sammlung und des Austausches der für die Operationen wichtigen Informationen. — 4. Zusammenarbeit bezüglich der militärischen Zersetzungswerk. —

5. Zusammenarbeit zur Sicherstellung der gegenseitigen militärischen Nachrichtenübermittlung.

— 6. Zusammenarbeit zwecks Herstellung der militärischen Luftverbindung zwischen Deutschland, Italien und Japan.

Im Rahmen all dieser Vereinbarungen lief auch der Einsatz des deutschfranzösischen U-Bootes U-X, über den wir im vorliegenden Band berichten. Kapitänleutnant Magnus Hoffmann war 27 Jahre alt und hatte schon etliche Feindfahrten hinter sich.

Als er am 22. Juni 1942 um 16.00 Uhr im Vorzimmer der Admiralität Westfrankreich in Brest befehlsgemäß dem Adjutanten seine Anwesenheit meldete, hatte er keine Ahnung, was ihn erwartete.

Die hohen Flügeltüren öffneten sich, und er durfte in das Allerheiligste ein- treten.

Neben dem Admiral, den Hoffmann persönlich nicht kannte, und seinem Adjutanten waren noch Vizeadmiral Meißner von der Operationsabteilung in Paris und ein Zivilist anwesend.

Der Admiral hielt sich nicht mit langen Vorreden auf.

„Herr Kapitänleutnant“, sagt er militärisch knapp, „Sie sind in Friedenszeiten oft die Ostasienroute gefahren, wie ich aus Ihren Papieren entnehmen konnte?“

„Jawohl, Herr Admiral.“

„Sind Sie auch um Westafrika und das Kap der Guten Hoffnung gefahren, oder nur durch den Suezkanal?“ „Beides, Herr Admiral.“

„Sie haben sich auf Ihren Feindfahrten ausgezeichnet und bewährt. Wollen Sie ein neues Boot übernehmen?“ „Jawohl, Herr Admiral!“

„Es handelt sich um einen gefahrsvollen Spezialauftrag, der Sie nach Ostasien führen wird. Der BdU hat Sie für diesen Auftrag vorgeschlagen!“

„Ich bitte um diesen Auftrag, Herr Admiral.“

„Er sollte sich das Boot erst mal an- sehen“, sagte Vizeadmiral Meißner, dabei leicht lächelnd.

„Richtig, das muß ich Ihnen noch sagen, Herr Hoffmann. Es handelt sich um kein deutsches U-Boot, sondern um ein — na — sagen wir einmal . . .“

Der Admiral schaut hilfesuchend auf den Operationschef.

Als Magnus Hoffmann dieses Zaudern sah, hätte er aufmerksam werden müssen. Aber ihn reizte dieser Spezialauftrag, wenngleich er auch nur andeutungsweise ahnte, worum es sich handelte.

Der Operationschef ergänzte:

„Bei unserem Einmarsch in Frankreich fanden wir auf der Kriegswerft in Brest dieses Boot auf Kiel. Wir haben es nach den vorhandenen Plänen fertiggebaut. Es ist nicht das modernste. Aber ich denke, daß es den Anforderungen für die Reise genügen müßte.“ „Dürfte ich gehorsamst um die Daten bitten?“ fragte Kapitänleutnant Hoffmann, nun mißtrauisch geworden.

Vizeadmiral Meißner, der Operationschef, schaute den Admiral fragend an. Dieser zuckte mit den Achseln.

„Es ist ein kleines französisches U- Boot mit 200 Tonnen. Läuft 8 Knoten unter Wasser und 12 Knoten über Wasser. Neunzehn Mann Besatzung sind vorgesehen. Es verfügt über zwei 2,5- cm-Flak und vier Torpedorohre.“

„Man müßte sich das Boot einmal an- sehen“, sagte Kapitänleutnant Hoffmann vorsichtig. Denn nach dem, was ihm da an Daten genannt wurde, mußte das eine merkwürdige Konstruktion sein.

„Darum geht es jetzt nicht mehr, Herr Hoffmann“, antwortete Vizeadmiral Meißner gelassen. „Der Auftrag ist durchzuführen, und ein anderes Boot steht nicht zur Verfügung, denn unsere Frontboote stehen im Einsatz. Wir können keines dieser Boote entbehren — Sie wissen das selbst. Ich frage Sie, ob Sie den Auftrag endgültig annehmen, auch wenn das Boot nicht ganz unseren eigenen Vorstellungen von einem kampf- tüchtigen U-Boot entspricht.“

„Ich nehme an, Herr Admiral! Ich bitte nur noch, mir einige Fragen zu beantworten.“

„Da gibt es noch sehr viele Fragen zu beantworten. Aber fangen Sie ruhig an.“

„Wie sieht es mit der Besatzung aus?“ „Zuverlässige Fachkräfte stehen bereit. Den Rest der Mannschaft können Sie sich selbst heraussuchen.“

„Wann sollen wir auslaufen, Herr Admiral? Ich meine, wieviel Zeit habe ich für die Vorbereitungen?“

„Damit kommen wir auf das eigentliche Unternehmen zu sprechen.“ Vizeadmiral Meißner trat vor eine Karte, die Afrika, das westliche Europa und Südostasien zeigte.

„Japan ist unser Verbündeter. Es steht im harten Kampf gegen die USA. Wir sind verpflichtet, unseren Verbündeten nach unseren Möglichkeiten zu unterstützen.“

Hier unterbrach der Admiral und sagte:

„Eine solche Unterstützung kann natürlich nicht auf militärischer Basis geschehen, denn unsere Kräfte sind selbst angespannt. Hingegen soll Japan in anderer Weise von den Ergebnissen unserer bisherigen Kriegsführung profitieren.“

„Zum Beispiel“, meldete sich der Zivilist, ein Abwehrhoffizier der Abteilung VI des Reichssicherheitshauptamtes, erstmals zu Wort, „zum Beispiel hat Japan einen großen Bedarf an Quecksilber und Chrom. Wir konnten in der Türkei und den besetzten Ländern größere Mengen davon auf kaufen.“

„Außerdem“, ergänzte der Admiral, „haben sich unsere Werferbatterien bei der Eroberung von Sewastopol ausgezeichnet bewährt. Die Konstruktionspläne werden Japan zur Verfügung gestellt. Es soll die Werfer in Lizenz bauen und einsetzen.“

Nun, nachdem endlich der eigentliche Zweck dieser merkwürdigen Fahrt offenkundig wurde, meldete sich Vizeadmiral Meißner wieder zu Wort.

„Sie sollen, Herr Kapitänleutnant, den längsten, aber gefahrlosesten Weg wählen. Es kommt dabei nicht auf einige Tage Zeitverlust an, sondern allein darauf, daß Sie die Pläne und das Material sicher bis nach Japan bringen. Deshalb haben Sie auch die strikte Order, sich keinesfalls in irgendwelche Kampfhandlungen einzulassen. Es bleibt Ihrer Klugheit überlassen, alle feindlichen Sperren zu durchbrechen.“

„Und auf welcher Route, Herr Admiral?“ wollte Hoffmann wissen.

Vizeadmiral Meißner nahm seinen Stab zur Hand und zeigte auf die Landkarte an der Wand.

„Sie laufen von Brest aus, durchqueren die Biskaya, laufen an Spanien und Portugal entlang und dann den gesamten afrikanischen Kontinent auf der Westseite, bis zum Kap der Guten Hoffnung. Dort biegen Sie in den Indischen Ozean ein und versuchen die großen Sunda-Inseln anzulaufen. In Batavia auf Java wird man Sie erwarten.“

„Das ist beinahe eine Weltreise, Herr Admiral.“

„Aber keine KdF-Reise, Herr Hoffmann! Darüber sollten Sie sich im klaren sein! Und Ihre ganze Bewaffnung besteht, bis auf Munition für die beiden Kanönchen, nur aus — Treibstoff und noch mal Treibstoff. Sie müssen ohne Zwischenversorgung Ihr Ziel erreichen!“

„Wo werden, nach Ihrer Meinung, Herr Admiral, die größten Schwierigkeiten zu erwarten sein?“

„Gleich beim Auslaufen.“

Wieder schaltete sich der Abwehrroffizier ein.

„Wir haben genaue Informationen, nach denen die Engländer mehrere Agenten auf das U-Boot angesetzt haben. Es kam während der Fertigstellung mehrfach zu Anschlägen, die jedoch alle rechtzeitig erkannt werden konnten. Nun, nachdem das Boot mit Ach und Krach fertiggebaut wurde, wartet der Gegner auf das Auslaufen. Sie werden daher in aller Heimlichkeit an Bord gebracht und — aber das ist schon wieder eine Angelegenheit des Herrn Admirals.“

Vizeadmiral Meißner hatte sich inzwischen eine Zigarette angezündet und wartete geduldig, bis der Abwehrmann geendet hatte.

„Die erste Schwierigkeit wird Sie also schon in Brest erwarten. Sobald die diversen Spionageringe auch nur ahnen, daß Sie mit der Führung des Bootes betraut wurden, wird man versuchen, an Sie heranzukommen. Sie werden sich daher gefallen lassen müssen, bis zum Auslaufen von unseren Sicherheitskräften beschützt zu werden.“

„Ich kann mich schon selbst beschützen“, sagte Hoffmann leicht verärgert.

„Reden Sie keinen Unsinn, Herr Kapitänleutnant“, antwortete der Abwehrroffizier. „Sie wären nicht der erste, der den raffinierten Spionageleuten des Feindes in das Netz gegangen wäre. Die Aufgabe ist so wichtig, daß wir uns keine Panne leisten können.“

„Also gut. Wie geht's weiter?“ Vizeadmiral Meißner sprach wieder: „Die nächste Schwierigkeit wird Sie in der Biskaya erwarten. Sie erhalten noch genaue Unterlagen, wo wir Schiffsansammlungen vermuten oder Sperreinheiten festgestellt haben. Sobald Sie auf der Höhe von Gibraltar sind, wird es für Sie nochmals gefährlich, da der Zugang zum Mittelmeer durch Geleitzüge und Kriegsschiffe stark frequentiert ist. Danach schätze ich, daß Sie verhältnismäßig ruhig bis zum Kap der Guten Hoffnung kommen werden. Dort muß es dann ganz allein Ihrer Entscheidung überlassen bleiben, wie Sie um den südlichsten Zipfel Afrikas herumkommen. Im Indischen Ozean sind Sie dann ganz auf sich allein gestellt. Die Japaner werden selbstverständlich von Ihrer Ankunft unterrichtet, aber Sie dürfen auf keine Unterstützung hoffen.“ „Na?“ fragte der Admiral, als Meißner geendet hatte, und schaute Hoffmann erwartungsvoll an. „Bleiben Sie bei Ihrer Zusage, Herr Hoffmann?“ „Jawohl, Herr Admiral“, sagte Hoffmann, ohne zu zögern.

„Gut! Die Einzelheiten besprechen Sie dann mit Herrn Admiral Meißner und dem Einsatzstab.“

„Noch eine Sache, Herr Admiral“, meldete sich der Abwehrroffizier. „Es werden zwei Männer, zwei Zivilisten, mitfahren, Herr Kaleu. Es geht Sie nichts an, wer die beiden sind, welche Aufgaben sie haben, wie sie heißen und so weiter. Halten Sie sich von ihnen am besten fern und beschränken Sie jeglichen Verkehr auf das Allernotwendigste. Instruieren Sie auch die Mannschaft in diesem Sinne. Weitere Fragen kann ich Ihnen dazu leider nicht gestatten.“

„Jawohl“, antwortete Hoffmann gedrückt. Denn die Aussicht, zwei Zivilisten an Bord eines fragwürdigen U-Bootes zu haben, war nicht besonders erfreulich.

Aber Befehl war Befehl, und bestimmt handelt es sich bei den beiden um gewichtige Persönlichkeiten, die vermutlich mit dem Geheimdienst einiges zu tun haben dürften.

Der Admiral entließ die Seeoffiziere.

Vizeadmiral Meißner und Kapitänleutnant Hoffmann stiegen in den im Hofe der Admiralität stehenden dunklen Wagen, der mit hoher Geschwindigkeit durch die fast leeren Straßen der Stadt raste und in den Park eines kleinen Schlößchens, direkt in der Bucht von Brest, einfuhr.

Dort fanden noch stundenlange Beratungen statt.

Magnus Hoffmann betrat das kleine Bistro in der verwinkelten und schmutzigen Innenstadt von Brest, das eigentlich für Wehrmachtsangehörige verboten war.

Gegen die relativ saubere Kneipe der Madame Voges hatte eigentlich niemand etwas einzuwenden. Aber da diese ausgerechnet in einer Gegend lag, die zu den dunkelsten der ohnehin nicht sehr freundlichen Stadt lag, fiel auch dieses Bistro mit unter das Verbot. Aber Hoffmann kannte Madame Voges noch von Friedenszeiten her, und sie verstand es auch heute noch, ausgezeichnete Schnecken mit viel Knoblauch zu servieren.

Gewiß, die Zeiten hatten sich geändert.

Früher verkehrten bei Madame Voges nur Kapitäne und Schiffsoffiziere. Aber während des Krieges, und nachdem das ganze Viertel unter das Verdikt fiel, sammelten sich alle möglichen dunklen Gestalten darin, die die Atmosphäre noch düsterer machten als sie schon war.

Schwarzhandler hatten ihre Hauptquartiere hier aufgeschlagen, Agenten suchten nach neuen Verbindungen, und auch andere lichtscheue Gewerbe blühten.

Madame Voges hatte es allerdings verstanden, ihr Bistro von diesen Zeiterscheinungen freizuhalten. Deshalb mißachtete Hoffmann auch das Verbot und hielt sich in seiner Freizeit dort auf.

So auch heute.

„Hallo“, rief die 54jährige Madame, als sie ihren alten Gast zur Tür hereinkommen sah. „Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Wollen Sie Schnecken?“

„Danke, Madame. Ich will mich heute nur etwas erholen.“

Mit diesen Worten zwinkerte er Madame Voges zu. Sie mußte wohl den Sinn dieser Zeichen falsch verstanden haben, denn sie setzte eine abwehrende Miene auf und drehte sich um.

„Das nicht bei mir, mon ami“, sagte sie beleidigt.

Magnus Hoffmann lachte schallend auf. Dann nahm er Madame um die Schulter und flüsterte mit ihr. Zuerst sträubte sie sich, als sie indessen länger zugehört hatte, nickte sie verstehend und war wieder ausgesöhnt.

Sie wartete, bis gerade keine anderen Gäste anwesend waren, dann führte sie Hoffmann über den Flur und die Treppe nach oben. In einem altmodischen, aber dennoch gemütlichen Wohnzimmer mit offenem Kamin und echten Teppichen,

durfte Hoffmann Platz nehmen. Dann brachte Madame Voges einige Flaschen ihres besten Sektess.

Hoffmann machte es sich auf einer Couch bequem. Er war in Zivil und hatte wenig Rücksichten zu nehmen. Plötzlich ging die Tür auf, und ein Mann von etwa 25 Jahren trat ein.

Er hatte eine Schlägermütze auf, eine Zigarette hing im rechten Mundwinkel, und seine Kleider waren so schmutzig, wie überhaupt der ganze Kerl wirkte.

Aber unerwartet änderte sich die Haltung.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als er sich straffte und meldete:

„Leutnant Osthoff zur Stelle!“ „Mensch, Adi!“ rief Magnus Hoffmann und sprang hoch. Dann lagen sich die beiden alten Seebären in den Armen.

Sie hatten gemeinsam zwei Feindfahrten hinter sich gebracht, Hoffmann als Kommandant und Osthoff als sein TWA.

„Sag mal, Magnus, was ist denn los? Warum so geheimnisvoll?“

„Erzähle ich dir alles später. Ich warte noch auf den Maschineningenieur und den Steuermann.“

„Heiße Sache?“

„Kann man wohl sagen.“

„Aber warum hast du uns gerade herhier bestellt, und dann in Zivil?“ „Hier vermuten sie uns am wenigsten.“

„Wer ist ,sie‘?“

„Die feindliche Abwehr.“

„So ein Haifisch ist das Ding?“

„Du wirst dich wundern, Adi.“

Wieder kloppte es an die Tür. Und wieder kamen zwei verwegen aussehende Gestalten herein.

„Leutnant Bernhard Fleck“, stellte sich der eine vor.

„Leutnant Hermann Scheithauer“, der andere.

„Beide ,zur See“, ergänzte Hoffmann, der immer Wert darauf legte, zur Marine zu gehören. „Herzlich willkommen, Kameraden. Bitte Platz zu nehmen.“ Der Leitende Ingenieur Bernhard Fleck war 31 Jahre alt und schon in Friedenszeit als Maschineningenieur zur See gefahren, während Steuermann Scheithauer mit seinen 22 Jahren aktiv bei der Kriegsmarine diente und erst eine Feindfahrt hinter sich hatte.

Beide waren Magnus Hoffmann bisher nur kurz vorgestellt worden.

„Jeder Mensch sieht doch, daß wir keine richtigen Zivilisten sind“, sagte Adolf Osthoff, die stramme Haltung der beiden Seeoffiziere betrachtend.

„So, nun stellt euch mal untereinander vor. Dann trinken wir ein Glas Sekt, und dann erzähle ich, was wir Vorhaben.“

Der Kontakt war rasch hergestellt, wie dies bei Seeleuten fast immer der Fall ist.

Hoffmann weihte nun die Männer in die Aufgabe ein, die ihnen gestellt wurde.

Die Unterhaltung wurde leise geführt. Trotzdem ging Osthoff mehrmals auf Zehenspitzen zur Tür und schaute hinaus.

Aber Madame Voges erwies sich als zuverlässig.

„Und heute nacht soll es schon losgehen, Herr Kaleu?“ fragt der LI, Leutnant Fleck. „Ich habe keine Ahnung von den Maschinen. Ich weiß nicht, ob alle Ersatzteile vorhanden sind, ob die Tiefenruder, die Flächenruder, die Dieselmotoren über Wasser, die Elektromotoren unter Wasser funktionieren! Ich muß diesen Auftrag unter diesen Umständen ablehnen!“

„Unmöglich, Leutnant Fleck! Die SKL hat ihre Gründe, das Auslaufen unseres Bootes auf jeden Fall geheim zu halten. Ich habe ja schon angedeutet, daß wir mit wertvoller Ladung zu einem anderen Kriegsschauplatz unterwegs sind.“

„Ohne Überprüfung der Motoren mache ich es nicht, und wenn Sie mich einsperren lassen. Schließlich trage ich einen großen Teil der Verantwortung.“

„Die Verantwortung trage ich, Leutnant Fleck. Zuverlässige Kameraden haben eine Probefahrt unternommen und

das Boot für eine längere Hochseereise ausgerüstet. Es wird nichts fehlen.“ „Davon muß ich mich erst überzeugen.“

„Wir werden Gelegenheit dazu haben. Der Befehl lautet, daß wir von hier aus, als Hafenarbeiter getarnt, die Werft betreten und scheinbar am U-Boot arbeiten. Erst in den Abendstunden werden wir auslaufen. Wir haben also einige Stunden Zeit, uns mit dem Boot vertraut zu machen.“

„Ich muß schon sagen, daß dies einmalig ist“, sagte, Leutnant Bernhard Fleck, aus Sorge um die Sicherheit der Mannschaft und des Bootes.

„Unser Auftrag ist auch einmalig, Leutnant, das dürfen Sie nicht vergessen. Aber ich bin sicher, daß wir in der Lage sind, uns in den wenigen Stunden so gut zu informieren, daß wir auch auslaufen können.“

„Über Wasser oder unter Wasser?“ „Der Befehl lautet, nach Einbruch der Dunkelheit das Hafenbecken über Wasser zu verlassen und erst hinter St. Mathieu zu tauchen.“

„Prost Mahlzeit. Und wie wissen wir, ob das Ding wieder hochkommt?“

„Die Admiralität hat an alles gedacht. Trotz aller Sicherheitsvorkehrungen muß damit gerechnet werden, daß das Auslaufen des U-Bootes nach England gemeldet wird.“

„Dann ist doch alles Unfug, was wir hier anstellen.“

„Nichts ist Unfug Fleck! Alles ist sehr genau überlegt. Die Admiralität hat an alle Einzelheiten und Eventualitäten gedacht. Zu unserer Sicherheit!“ „Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, Herr Kaleu“, sagte Fleck etwas zurückhaltender. „Aber einfach ein U-Boot besteigen und losfahren, das hat die Welt noch nicht gehört.“

„Vielleicht wird die Welt eines Tages von uns sprechen. Sollte also trotz aller Maßnahmen das Auslaufen unseres Bootes den Engländern gemeldet werden, so dürften sie alles daran setzen, uns zu versenken. Sie werden in den ersten beiden Tagen alle Aufmerksamkeit darauf lenken. Und gerade in diesen ersten beiden Tagen kreuzen wir im Schutze der Kriegsmarine zwischen St. Mathieu und Port du Raz. Hier haben wir dann noch mal Gelegenheit, die Seetüchtigkeit des Bootes zu überprüfen.“

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

„Alles der Reihe nach. Sie müssen mich eben aussprechen lassen. Nach Ablauf der beiden Schutztage nehmen wir Kurs auf das spanische Santander und laufen dann entlang der spanischen Küste bis an Portugal heran. Erst von dort aus laufen wir in die offene See. Was weiter wird, erfahren Sie später. Haben Sie noch Fragen?“

„Eine Menge“, antwortete Fleck. „Aber das hat dann wohl noch Zeit, bis wir auf dem Boot sind.“

„Wie kommen wir auf das Boot?“ fragte Scheithauer.

„Wir trennen uns jetzt wieder. Osthoff geht mit mir, Sie gehen mit Scheithauer. Als Zivilist betreten wir die Werft, erhalten dort Werkzeuge und schlendern bis zum Dock VII. Dort liegt das Boot.“

*

Als Magnus Hoffmann mit Adolf Osthoff durch das Bistro ging, saß eine Reihe von Gestalten herum, die offensichtlich nicht hierher gehörten.

Madame Voges machte ein betrübtes Gesicht. Sie wußte nicht, wohin sie die neuen Gäste stecken sollte.

„Alles Gute, mein Junge“, sagte sie leise. Sie ahnte wohl, daß etwas im Gange sein mußte. Dann setzte sie geheimnisvoll hinzu: „Aufpassen! Ich weiß nicht, wer die Leute hier sind.“

Aber Hoffmann war beruhigt. Es handelte sich um Leute der deutschen Abwehr, die die Zusammenkunft abschirmten. Vizeadmiral Meißner war mit dem Vorschlag des Treffens im verbotenen Viertel durchaus nicht sofort einverstanden gewesen. Aber der Abwehroffizier fand die Idee großartig und nahm die Verantwortung auf sich.

Langsam schleuderten die vier Seeoffiziere durch die stille Stadt.

„Das soll ein U-Boot sein?“ fragte Osthoff, als er vor dem seltsamen Gebilde stand, das einer Dampfmaschine ähnlicher sah als einem Kriegsschiff.

Die Linien waren plump, der Wasserwiderstand mußte enorm sein. Der Turm sah aus wie ein großes Ofenrohr, und die Freibrücke wirkte klobig.

Auch Kapitänleutnant Hoffmann schaute mißtrauisch auf das Boot. Er hatte es zwar schon einmal betreten, aber da war tiefe Nacht gewesen.

„Innen sieht es ganz gemütlich aus“, versuchte er seinen alten Freund und Ersten Wachoffizier zu beruhigen.

„Wie's innen aussieht, geht niemand was an“, summte Osthoff vor sich hin und machte sich mit seinen Werkzeugen am Kai zu schaffen.

Marinesoldaten, Einheiten der Küstenartillerie und Abwehrleute hatten das Boot hermetisch von der Außenwelt abgeschirmt. Nur einige französische Facharbeiter, die weit über Tarif bezahlt und mit Sonderrationen honoriert wurden, durften sich dem Boot nähern. Sie hatten vorher schon daran gebaut und hatten das U-Boot unter deutscher Aufsicht fertiggestellt.

„Na, mal sehen“, sagte Osthoff und betrat die schmale Stellung, die auf das Deck führte.

Eine Kontrolle war nicht mehr notwendig, denn jeder einzelne Seemann war der Abwehr bekannt.

Innen sah das Boot wirklich besser aus, als es zunächst den Anschein hatte. Es war im Hinblick auf die geringe Zahl der Besatzungsmitglieder geräumiger als die deutschen U-Boote und hatte vor allem für Küche und Messe mehr Platz als üblich.

„Natürlich, für die Fresserei haben die Franzosen etwas übrig“, sagte Osthoff.

„Wenn die anderen Dinge nicht darunter leiden, habe ich nichts dagegen.“

Ich bin im Frieden bei der HAPAG gefahren und habe die gute Küche schätzen gelernt“, antwortete Hoffmann.

Inzwischen waren auch Fleck und Scheithauer auf das Boot gekommen.

Fleck kletterte mißtrauisch durch die Schotts und kontrollierte die komplizierte Apparatur. Die Armaturen waren nachträglich aus Deutschland geliefert worden und trugen deutsche Aufschriften. Dies schien den LI wesentlich zu beruhigen.

Scheithauer kümmerte sich sofort um die Ruderanlage. Ganz klar schien er nach der ersten Durchsicht noch nicht gekommen zu sein, aber er wurde ruhiger und gefäßter.

Etwa eine Stunde später traf dann nach und nach auch die andere Mannschaft ein, darunter der Matrosenobergefreite Schweiger, mit dem Kapitänleutnant Hoffmann schon in Emden zusammengetroffen war.

Als es an jenem 30. Juni 1942 endlich dunkel wurde, kam ein geschlossener Wagen den Kai entlanggefahren und hielt vor dem U-Boot. In überstürzter Eile stiegen drei Männer aus, die trotz der Hitze ihre Rockkraggen hochgeschlagen hatten und nun rasch das Boot bestiegen und über den Turm in das Innere kletterten.

Der Kommandant erwartete sie am Niedergang. Es war der Abwehroffizier mit den zwei angekündigten Zivilisten.

„Das ist Herr Braun, und das Herr Wagner, Herr Kapitänleutnant. Sie wissen Bescheid! Ich wünsche Ihnen eine gute Fahrt! Auf Wiedersehen!“

Mit der gleichen Eile, mit der der Abwehroffizier gekommen war, verabschiedete er sich,
Kurz darauf blubberte ein Lotsenboot heran und warf die Leine aus.

Niemand war zur Verabschiedung des U-Bootes, das die Bezeichnung „U-X“ erhielt, gekommen.

Die Admiralität schickte keinen Funkspruch und wünschte keine gute Fahrt — nichts! Das Kennenlernen der Mannschaft, das Ablegen und die Ausfahrt aus dem Hafen — alles vollzog sich mit einer geradezu gespenstischen Stille und Ruhe, die auf die Männer lähmend und niederdrückend wirkte. Die Mannschaft wußte ja überhaupt nicht, wohin es eigentlich gehen sollte. Sie waren von einem Sonderkommando für diese Fahrt ausgesucht worden und mußten unter den gleichen geheimnisvollen Vorkehrungen nach Brest reisen und auf das Boot gehen, wie dies die Offiziere auch getan hatten.

Die Leinen wurden eingeholt, und langsam fuhr das Boot im Schlepptau des Lotsen aus dem Hafen.

Erst als sie die Halbinsel Roscanvel hinter sich hatten und die Wellen des Atlantik zu spielen begannen, und als sie schließlich den Leuchtturm von Camaret im Mondlicht erkannten, warf das Lotsenboot die Leinen los und rauschte wieder zurück in die Bucht von Brest.

U-X blieb auf der gleichen Stelle liegen und wartete.

Plötzlich tauchte neben ihm der dunkle Schatten eines Küstenwachbootes der Kriegsmarine auf.

Nun wurden erstmals die Motoren von U-X angelassen.

Fast eine Stunde verging, bis jeder Mann einigermaßen die Handgriffe der ihnen weitgehend fremden Apparatur beherrschte.

Dann aber setzte sich U-X in Bewegung und wurde von dem Küstenwachboot durch die Minenfelder geschleust.

Im Morgengrauen hatten die beiden Schiffe die Höhe von St. Mathieu erreicht und waren damit aus der Gefahrenzone eigener Minenfelder heraus.

Der Kommandant des Küstenwachbootes stand auf der Brücke und winkte herüber. Dann war das Schiff in der aufkommenden Dämmerung rasch verschwunden.

*

Zwei Tage später.

Die Biskaya war ruhig, aber die Hitze fast unerträglich.

Hoffmann konnte mit dem Boot und der Mannschaft zufrieden sein. Er hatte in den letzten Tagen keinem etwas geschenkt. Ruhelos hetzte er die Leute von einer Übung zur anderen, ließ mehrmals am Tage Tauchmanöver ansetzen und Alarm geben, bis er sicher sein konnte, daß seine Männer jeden Handgriff beherrschten.

Mit britischen Kriegsschiffen kamen sie nicht in Berührung, da Hoffmann Befehl hatte, nur in den Gewässern zwischen St. Mathieu und Port du Raz zu kreuzen, die vom Feind seit jeher gemieden wurden.

Nur zweimal wurden sie von feindlichen Flugzeugen gestört.

Beim ersten Mal war die deutsche Luftwaffe auf Draht und versenkte den Aufklärer, beim nächsten Briten befand sich das Boot gerade am Beginn eines Tauchmanövers und konnte noch gut herunterkommen. Es war fraglich, ob sie gesichtet wurden.

Am 2. Juli 1942 versammelte Kaleu Hoffmann die Mannschaft an Deck. Statt der vorgesehenen 18 bis 19 Mann Besatzung waren deren nur 15. Hinzu kamen dann die beiden Zivilisten, die in einem eigenen Raum untergebracht waren und die sich während der beiden Tage nicht blicken ließen. Doch Magnus Hoffmann wußte, daß sie seekrank waren und sich fürchterlich übergeben mußten.

„Kameraden!“ begann Kaleu Hoffmann seine Ansprache. „Heute ist der Tag gekommen, an dem ich einen Teil unseres Auftrages bekanntgeben kann. Wir haben einen Sonderauftrag zu erfüllen, über dessen Bedeutung und Wichtigkeit Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie daran denken, unter welchen geheimnisvollen Vorbereitungen Sie nach Brest gebracht und auf das Boot gelotst wurden. Denken Sie auch an unser Auslaufen! Wie Diebe mußten wir uns aus dem Hafen schleichen. Aber alles hatte einen Sinn und eine besondere Bedeutung. Daraus wollen Sie erkennen, wie wichtig unser Auftrag ist und wieviel Vertrauen die Seekriegsleitung in uns alle setzt. Sie werden bereits festgestellt haben, daß das Boot nicht besonders manövrierfähig

Ist. Das liegt nicht etwa an den Maschinen oder dem Boot selbst, sondern an einer Ladung, die wir an einen entfernten Kriegsschauplatz zu bringen haben. Wir haben den Auftrag, uns unter keinen Umständen in irgendwelche Kampfhandlungen einzulassen, sondern nur unser Ziel anzustreben. Wir müssen immer und jederzeit auf Draht sein und immer dem Feind ausweichen. Dazu gehört, daß wir wachsam sind! Wachsamer als bei jeder anderen Feindfahrt! Und deshalb hat jeder seinen Posten bis zur Perfektion auszufüllen. Im übrigen werden wir eine gute Kameradschaft bilden: Einer für alle, alle für einen! Noch eines zum Schluß: An Bord befinden sich zwei Zivilisten. Sie sind für jedermann tabu! Niemand hat sich darum zu kümmern, was sie bei uns machen und wohin sie reisen! Funk-schapp und Horchschapp bleiben ständig besetzt! Jede Änderung, jeder Spruch ist mir sofort zu melden!“

*

Bereits am 5. Juli 1942 hatte U-X den 44. Breitengrad überfahren und die Höhe von Santander erreicht.

Dicht unter der spanischen Küste entlang fuhr das Boot von der Biskaya nun endlich in den eigentlichen Atlantik.

Soweit ging alles gut.

Am 10. Juli geriet das Boot in eine ernste Gefahr.

Es lief gerade entlang des 10. Längengrades nach Süden und hatte etwa die Höhe von Gibraltar erreicht, als plötzlich der Funker zu Kapitänleutnant Hoffmann hereingestürmt kam.

„Herr Kaleu, die Funkzeichen werden immer stärker.“

„Wie weit schätzen Sie?“

„Keine fünfzig Meilen mehr, Herr Kaleu. Ich denke, daß es ein Geleitzug sein wird.“

„Gut, ich komme.“

Das Boot lief über Wasser, und Osthoff befand sich mit den beiden Posten auf der Brücke.

Hoffmann atmete auf, als er auf dem Turm die frische Luft spürte.

„Endlich eine Zigarette!“

„Auf Brücke nichts Neues!“ meldete Osthoff.

„Schon gut, Adi. Der Funker meldet starken Funkverkehr, der höchstens noch fünfzig Meilen entfernt sein soll. Möglicherweise kann es sich um einen Geleitzug handeln.“

„Fünfzig Meilen, sagst du?“ antwortete Osthoff und riß sein Glas an die Augen. „Mensch, Magnus, tatsächlich! Da hinten an der Kimm, genau rechts voraus, Rauchfahnen!“

Hoffmann nahm sein Glas und schaute nach Südsüdwest.

„Fertigmachen zum Tauchen!“ gab er Befehl.

Dann schaute er nochmals durch das Glas.

„Los, Magnus“, drängte Osthoff. „Wenn sie uns entdecken, dann ist der Teufel los.“

„Tauchen!“ x

Die beiden Ausguckposten, dann Osthoff und zum Schluß Hoffmann, rutschten bis in den Zentralraum hinunter.

Die Flutventile waren bereits geöffnet, das Boot gewann an Tiefe.

Als 20 Meter Tiefe erreicht waren, befahl Hoffmann:

„Auf Sehrohrtiefe gehen! Sehrohr ausfahren!“

Osthoff stand neben ihm, als Hoffmann den ersten Blick durch das Periskop warf.

„Donnerwetter“, rief er erschrocken aus. „Was wollen die denn? Da, schau mal durch“ Osthoff ahnte schon nichts Gutes. Er sah, wie zwei Torpedoboote und zwei U-Bootsjäger direkt auf sie zuliefen. Mit äußerster Kraft.

„Die haben uns geortet“, sagte Osthoff.

„Natürlich! Ruder hart Steuerbord — Maschinen AK voraus.“

Das Boot machte augenblicklich eine scharf Wendung nach steuerbord und gewann an Fahrt.

„Tiefe 30 Meter.“

„Tiefe 30 Meter“, wurde vom Tiefenrudergänger wiederholt.

Schon nach etwa zehn Minuten hörten sie die dumpfen Schläge von detonierenden Wasserbomben. Obgleich diese gut eine halbe Meile entfernt lagen, wurde das Boot durch die Druckwellen hin und her geschaukelt.

Aber je weiter sie sich von dem Bombardement entfernten, desto ruhiger lag das Boot, bis es wieder eine normale Laufbahn erhielt. „Maschinen stop!“ befahl der Komandant. „Äußerste Ruhe im Boot!“

„Noch mal gutgegangen“, sagte Osthoff.

„Abwarten! Die bleiben jetzt auf der Lauer liegen und warten, bis wir auftauchen.“

„Wir haben bald Nacht.“

„Auf Sehrohrtiefe gehen!“ befahl Magnus Hoffmann.

Kaum hatte Magnus Hoffmann einen ersten Blick durch das Periskop gewagt, als er sofort rief:

„Flutten!“

„Was ist denn los?“ wollte Osthoff wissen.

„Wir liegen keine hundert Meter von einem U-Bootsjäger entfernt! Er liegt still und hat auf uns gewartet.“

„Dann Prost Mahlzeit!“

Kaum hatte Osthoff die Worte ausgesprochen, als über ihnen die starken Dieselmotoren des Engländer zu hören waren.

Der Feind hatte sie erkannt und lief nun direkt auf sie zu.

Das Boot gewann schnell an Tiefe.

20 — 25 — 30 — 35 — 40 ...

Dann passierte es!

Plötzlich wurde der Bug des Bootes mit enormer Gewalt nach unten gedrückt. Gleichzeitig waren die Explosionen zweier Wasserbomben zu hören.

Die Männer auf U-X wurden durcheinandergewirbelt.

Das Licht fiel aus.

„Notbeleuchtung! Wo bleibt die Notbeleuchtung?“ rief Kapitänleutnant Hoffmann in das Chaos hinein.

„Funktioniert nicht“, antwortete Fleck irgendwoher aus dem Dunkel.

„Wassereinbruch im Flutventil zwei!“ kam eine Meldung vom Bug des Bootes.

„Wir sinken zu schnell, Herr Kaleu!“ rief Leutnant Scheithauer. „Fünfzig Meter! Wir gehen rasch tiefer.“

Plötzlich wummste es wieder.

Diesmal lagen die Wasserbomben etwas zu hoch. Aber der Druck schüttelte das Boot durcheinander.

„Zum Donnerwetter, Fleck, sorgen Sie dafür, daß die Notbeleuchtung endlich in Gang kommt!“ rief Hoffmann.

„Bin längst dabei“, antwortete Fleck, der mit einer Taschenlampe an den Schaltbrettern herumhantierte.

„Sechzig Meter! Wir sinken weiter!“ meldete Scheithauer.

Nun war es in der Zentrale völlig dunkel. In den Verbänden des Bootes knackte es gefährlich.

„Hoffentlich hält es die Tiefe aus“, sagte Osthoff.

„Wir sind schon bis auf 100 getaucht.“

„Aber ohne Schaden! Die Einbrüche im Bug zählen zehnfach.“

„Siebzig Meter“, las Scheithauer vom Tiefenmanometer ab.

Wumm! Wumm! platzten wieder Wasserbomben, die indessen keinen Schaden mehr anrichteten, denn die U-Boots- jäger hatten Fahrt auf genommen und zackten durch die Gegend. Sie hatten keine Ahnung, daß U-X auf der Stelle liegenblieb und immer tiefer sank.

„Wie tief ist hier die See?“ wollte Hoffmann wissen.

„Mindestens 1500 Meter. Auf Grund setzen geht nicht“, antwortete Osthoff.

„Die Schotten von Flutventil zwei sind undicht! Leichter Wassereinbruch! Sollen wir Vorkammer zu Flutventil zwei aufgeben?“

„Nein! Schotten Abdichten!“ befahl Hoffmann.

„Langsam wird's brenzlig“, sagte Osthoff.

„Das merke ich auch“, antwortete Hoffmann gereizt.

„Wenn es jetzt nicht klappt, dann soll das ganze Boot der Teufel holen!“ rief Fleck erbittert. „Deutsche Schalter, französische Kabel, englische Relais! Da soll sich ein Mensch auskennen!“

Aber plötzlich flammte die Notbeleuchtung auf.

„Endlich!“ sagte Fleck.

„Nun sehen Sie zu, Fleck, daß Sie die Elektromotoren wieder fit kriegen. — Osthoff, komm mit, wir wollen das Boot inspizieren.“

Die Männer, an denen sie sich vorbeidrückten, waren nicht nur durch die matte Beleuchtung blaß. Sie hatten alle Angst — auch Hoffmann. Keiner wußte, ob sie jemals das Tageslicht wieder sehen würden.

Am Schott zu Flutventil zwei drang unaufhörlich Wasser ein. Es blieb nur noch eine Frage der Zeit, bis die Vorkammer aufgegeben werden mußte.

Etwas günstiger sah es beim Torpedokanal eins aus. Die dortigen Sicherheitsschotts mußten durch das Wasser eingedrückt worden sein. Die letzten Ventile konnten dem Druck nicht auf die Dauer standhalten.

„Hundert Meter“, meldete der Mann am Tiefenmanometer.

„Wenn Fleck die E-Motoren klarbekommt, könnten wir uns fangen. Die Akkus haben wir in der letzten Nacht bei der Überwasserfahrt aufspeichern lassen. Sie würden also eine längere Unterwasserfahrt durchstehen.“

„Willst du dann schnellstens von hier weg?“ fragte Osthoff.

„Im Gegenteil, Adi!“

„Was willst du dann?“

„Sobald die Motoren wieder laufen, will ich lediglich ein weiteres Absinken verhindern, dann aber still liegen bleiben.“

„Wie lange? Die da oben haben einen längeren Atem — und mehr Luft.“

„Bis es Nacht geworden ist. Dann müssen wir auf Biegen oder Brechen versuchen, aus dem Gefahrenbereich herauszukommen.“

„Wer weiß, ob wir das Boot überhaupt hochbekommen. Am Bug ist es durch den Wassereinbruch zu schwer geworden.“

„Wir können nur über Wasser reparieren.“

„Dazu dürfen uns allerdings die Engländer nicht zuschauen können. Ich glaube, daß sie etwas dagegen hätten.“

„Glaube ich auch.“

Plötzlich wurden Schritte hinter ihnen laut.

Die beiden geheimnisumwitterten Zivilisten Wagner und Braun suchten nach dem Kommandanten.

„Das war eine kurze Reise, Käpten“, sagte Wagner.

„Die Reise ist noch nicht beendet, Herr Wagner.“

„Aber lange wird sie wohl nicht mehr dauern, wie? Soviel ich gehört habe, befinden wir uns in einer sehr unangenehmen Situation.“

„Die vergeht wieder“, antwortete Hoffmann gelassen.

„So einfach können wir die Lage leider nicht beurteilen, Herr Käpten. Sie müssen uns klipp und klar sagen, wie es aussieht. Wir müßten sonst wichtige Unterlagen vernichten.“

„Dazu haben Sie immer noch Zeit. Bitte gehen Sie wieder in Ihr Quartier und verhalten Sie sich ruhig. Sobald sich die Lage zuspitzen sollte, gebe ich Ihnen sofort Bescheid.“

In diesem Augenblick sprangen die Elektromotoren an. Gleichzeitig funktionierte die Hauptleitung wieder, und das Boot wurde von Licht überflutet.

„Na also“, sagte Hoffmann und konnte plötzlich wieder lachen. „Jetzt geht's los.“

Sofort ging er mit Osthoff wieder in die Zentrale.

„Langsame Fahrt voraus, Preßluft auf die Tanks, auftauchen!“ befahl er.

Aber das war leicht gesagt.

Schon nach kurzer Zeit meldete Fleck:

„Der Bug kommt nicht hoch. Das Tiefenruder reagiert nicht. Der Bug ist zu schwer.“

„Alle Mann, soweit sie abkömmling sind, zum Austrimmen nach achtern. Maschinen AK!“

„Ob das gut geht, Magnus?“ zweifelte

Osthoff. „Nun müssen uns die Tommys hören.“

„Egal, Adi. Zuerst müssen wir wieder rauf. Wenn wir das nicht schaffen, dann ist sowieso alles aus.“

Langsam gewann das Boot an Höhe. 70 — 60 — 50 — 40 — 30 — 20 Meter. „Bis auf Sehrohrtiefe gehen!“ befahl Hoffmann. Dann schaute er gespannt durch das Okular des ausgefahrenen Sehrohrs.

„Wie sieht's aus?“ wollte Osthoff wissen.

„Das nächste Schiff, ein Zerstörer, liegt etwa drei Meilen von hier. Er steht still und scheint zu horchen.“

„Der müßte uns doch längst ausgemacht haben.“

„Es herrscht hoher Seegang. Schätze Windstärke sechs bis sieben. Dadurch funktionieren ihre Horchgeräte nicht mehr exakt. Vielleicht ist das unsere Chance.“

„Und die anderen Schiffe?“

„Ich kann sonst keine mehr sehen. Aber das kann auch die Dämmerung bewirken. — Auf gleicher Tiefe, Kurs 160, Maschinen AK voraus.“

„Du hast Mut, Magnus!“

„In diesem Falle muß man alles auf eine Karte setzen. Ich glaube nicht, daß es dem Engländer einfallen wird, uns bei diesem Seegang auszumachen und zu verfolgen.“

„Dann können wir aber auch nicht auftauchen, Magnus!“

„Wir halten durch. — Fleck, wie lange können wir in der jetzigen Tiefe und bei der Geschwindigkeit durchhalten?“

„Sechs bis sieben Stunden.“

„Das reicht. Bis dahin werden wir den Sturm überstanden haben und können auf tauchen.“

„Notfalls könnten wir ja die Kanarischen Inseln anlaufen. Dort soll eine deutsche Versorgungsbasis bestehen.“ „Besteht auch, Adi. Aber wir werden sie nicht anlaufen.“

„Und warum nicht?“

„Strikter Befehl! Mehr Agenten als Spanier! Alles, was in Las Palmas ge-schieht, wissen die Engländer schon eine Stunde später. Das wäre ein Fressen für die Herren.“

Es ging schlecht und recht.

Magnus Hoffman ging auf eine Tiefe von 20 Metern, weil dort der hohe Seegang nicht so spürbar war.

Die Luft wurde immer schlechter. Trotzdem mußten die Männer arbeiten, wie nie zuvor in ihrem Leben. Schließlich war es nicht mehr zu umgehen, daß die Vorkammer aufgegeben werden mußte. Sie hatte inzwischen so viel Wasser aufgenommen, daß bei der geringsten Bewegung des Bootes das Wasser in das übrige Boot lief.

„Wenn wir mal oben sind und Ruhe haben, läßt sich das alles wieder reparieren“, sagte Hoffmann.

„Und wenn plötzlich feindliche Flieger auftauchen?“

„Wir müssen eben einen Ort ansteuern, der kaum befahren und beflogen wird. So in etwa kann man das ja ausmachen.“

*
Am 15. Juli 1942 lief U-X nun doch die Kanarischen Inseln an.

Das Boot war infolge der eigenen Überbelastung durch die wertvolle Metallladung, insbesondere aber durch die Wassereinbrüche zu achtzig Prozent manövriertunfähig geworden.

Am letzten Tag mußte Kapitänleutnant Hoffmann alles auf eine Karte setzen und am Tage über Wasser fahren.

Die Diesel liefen mit voller Kraft. Trotzdem schafften sie nur fünf Knoten in der Stunde. Der stark im Wasser hängende Bug war durch nichts wieder aufzurichten gewesen und verminderte die Geschwindigkeit.

Durch die permanente Schräglage und den dadurch in ungewöhnlicher Richtung angreifenden Wasserdruck ächzte das Boot in allen Verbänden. Ständig gab es Kurzschlüsse, die Hauptleitung fiel ein um das andere Mal aus.

So liefen sie das nördlichste Kap von Teneriffa an, das unbewohnt war. In einer kleinen, aber geschützten Bucht begannen sie damit, das Boot wieder seetüchtig zu machen.

Die Reservekabel reichten zwar, den Verschleiß zu ersetzen, aber damit hatten sie dann für eventuell kommende Fälle keinen Ersatz mehr.

Die beiden Zivilisten Wagner und Braun, die doch gewiß vom Geheimdienst waren, sollten hier helfend einspringen können, sagte sich Hoffman.

„Hm. Wie lange wird die Reparatur dauern?“ fragte Wagner.

„Ich denke, so an die drei Tage. Schneller wird es Fleck nicht schaffen können. Wir müssen ja unter den primitivsten Voraussetzungen arbeiten.“

„Schon gut. Wir werden es dann übernehmen, nach Santa Cruz zu gehen, der größten Stadt auf der Insel.“

„Das wäre ausgezeichnet. Aber können Sie das mit Ihrem Auftrag vereinbaren?“

„Jederzeit! Es muß uns in erster Linie daran liegen, sicher nach Japan zu kommen. Bis jetzt sah es nicht danach aus. Lassen Sie sich deshalb bitte von Herrn Fleck eine Liste mit denjenigen Dingen geben, die fehlen und die möglicherweise zu beschaffen wären. Wenn Sie wollen, bringen wir auch frische Lebensmittel mit.“

„Mein Etat hierfür ist sehr genau berechnet.“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Wir übernehmen das auf unsere Kosten.“

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, meine Herren. Natürlich habe ich eine ausgiebige Reserve. Aber die darf nur in ausgesprochenen Notfällen angegriffen werden.“

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß wir diese Ausgaben auf unsere Kappe nehmen.“

Dieses Angebot der beiden Geheimdienstler sollte sich später als sehr segensreich erweisen.

Leutnant Fleck stellte mit dem größten Vergnügen eine umfangreiche Liste vorwiegend technischer Geräte zusammen, die nicht nur als Ersatz dienen sollten, sondern dem Boot auch eine größere Sicherheit geben konnten. Ob diese Dinge allerdings so rasch greifbar waren, mußte abgewartet werden.

Kapitänleutnant Hoffman hatte an sich nur bescheidene Wünsche.

„Etwas Frischfleisch und Frischgemüse nebst Obst könnte nichts schaden.“

„Sollen Sie erhalten. Aber können Sie mir einen Mann mitgeben?“

„Tja, mal sehen. Abkömmling wäre eigentlich nur der Koch. Auf ein bis zwei Tage können wir uns mit Kaltverpflegung durchschlagen.“

„Gut, kann ich den Mann einmal sprechen?“

„Schmutt, komm mal her.“

„Herr Kaleu?“ rief Ludwig Schweiger, ein Schwabe, der zum Leidwesen der fast ausschließlich norddeutschen Besatzung mindestens einmal in der Woche seine berühmten „Spätzle“ servierte.

„Schweiger, die Herren möchten Sie sprechen.“

„Schweiger“, fragte Wagner sogleich, „welche Sprachen beherrschen Sie?“

„Englisch und französisch. Habe früher bei der Home Line gearbeitet.“

„Gut, wir nehmen Sie mit nach Santa Cruz. Fragen Sie nicht zuviel, und ziehen Sie Zivil an.“

Noch in der gleichen Stunde marschierten die drei über die steinigen Felsen nach Süden, um die an der Ostküste liegende Stadt Santa Cruz zu erreichen.

*

Unterdessen gingen die Arbeiten an U-X zügig voran.

Fleck war zufrieden.

„Also wirklich, die Jungs haben an alles gedacht! Davor hatte ich die meiste Angst. Wenn auch nur ein einziger Posten gefehlt hätte, etwa das Isolierband, wäre ich aufgeschmissen. Aber so . . .“

Schon gegen Ende des zweiten Tages seit ihrem Einlaufen in die verborgene Bucht war das Boot wieder seeklar.

Aber von den drei Stadtgängern fehlte noch jede Spur.

Hoffmann benutzte die Zeit, um nun auch kleine Arbeiten am Boot vorzunehmen, die nicht unbedingt erforderlich gewesen wären, aber doch einmal gemacht werden mußten.

Magnus Hoffmann hatte seinen Männern erlaubt, am Strand zu schlafen. Nur eine Wache blieb auf dem Boot zurück.

Die Männer schließen zwar auf dem steinigen Boden sehr hart, aber sie genossen die frische Luft in vollen Zügen. In ihren Kojen würden sie noch oft genug liegen müssen.

Das kleine Lager wurde selbstverständlich abgesichert, obgleich die Insel Teneriffa zu Spanien gehörte, das mit dem Deutschen Reich befreundet war.

Plötzlich, mitten in der Nacht, rollten Steine den Hang herunter.

Die beiden Wachen waren auf ihrer Hut.

„Halt, wer da?“

„Schweiger!“

„Ist gut, Schmutt. Wo sind denn die Zivilisten?“

„Ich muß sofort den Kaleu sprechen. Wo ist er?“

„Der schläft.“

„Quatsch, ich muß ihn sofort sprechen, los, Mensch!“

„Da liegt er. Hier . . .“

Schweiger bückte sich und schüttelte Kapitänleutnant Hoffmann, bis er aufwachte.

„Was ist denn los?“

„Herr Kaleu, ich muß Sie sprechen. Ist wichtig.“

„Dann setz dich her, Spätzle.“ Spätzle war der Spitzname des Kochs, den sich Schweiger gern gefallen ließ, weil er ihn an seine Heimat erinnerte.

„Also was ist?“ fragte Hoffmann.

„Die beiden Zivilisten sind verschwunden!“

„Immer der Reihe nach. Was war los?“

„Sie sind nicht mehr zu dem Treffpunkt gekommen!“

„Spätzle, du sollst der Reihe nach er-l

zahlen. Ihr seid also von hier fortgegangen. Was dann?“

„Wir . haben etwa drei Stunden bis nach Santa Cruz gebraucht.“

„Gut. Wie ging's weiter?“

„Die beiden sind sofort in ein Haus neben der großen Bank auf dem Platz gegangen, der vom Hafen aus zur Hauptstraße führt.“

„Und?“

„Ich mußte warten. Habe mich in den Park gesetzt, bis sie wieder herauskamen. Dann sind wir in ein Lager gefahren, das einem Spanier gehörte. Dort waren Sachen! Alles, was man brauchte! Kabel, Lampen, Taue, Schiffsschrauben, Konserven . . .“

„Schon gut. Wie ging's weiter?“ „Wagner nahm die Liste zur Hand und kaufte alles ein, was darauf stand. Ich glaube, er hat alles bekommen. Dann hat er mit englischen Pfundnoten bezahlt. Die Sachen wurden dann mit einem Lkw in eine Schäferhütte gefahren, die nur knapp eine Stunde von hier entfernt liegt.“

„Bist du mitgefahrene?“

„Ja, aber ich mußte wieder mit zurück in die Stadt kommen. Wir haben dort das Zeug nur abgeladen. Am Nachmittag bin ich mit Braun auf den Markt, und wir haben eingekauft. Sogar Spanferkel sind darunter.“

„Und wo befinden sich jetzt die Dinge?“

„Haben wir auch in die Schäferhütte gebracht.“

„Und dann?“

„Am Abend setzten wir uns in ein Cafe am Hafen und tranken Sekt. Die Herren haben eine Menge Geld.“ „Schon gut, weiter!“

„Plötzlich sahen uns zwei Männer und eine Frau an, die nicht weit von uns Platz genommen hatte. Auch Wagner und Braun schienen die drei zu kennen, denn sie hatten es plötzlich sehr eilig und zahlten. Wir gingen dann durch die engen Straßen von Santa Cruz, aber die Leute blieben uns immer auf den Fersen. Plötzlich kamen auch von der anderen Straße Leute, die uns nicht gefallen wollten.“

„Das klingt ja wie im Kintopp.“

„Das war noch schlimmer, Herr Kaleu! Das war Wirklichkeit! Wagner sagte zu mir: ‚Hau ab, Schweiger! Versteck dich irgendwo und warte, bis alles vorbei ist. Dann sage dem Kommandanten Bescheid. Es sind englische Agenten!‘ Dann gab er mir einen Stoß, daß ich in den nächsten Hausflur fiel. Ich sah gerade noch, wie Wagner und Braun von den Engländern zusammengeschlagen und in einen Wagen verpackt wurden!“

„Hast du dir die Nummer gemerkt?“ „Klar! Aber zunächst habe ich geschaut, wohin der Wagen fuhr. Er fuhr die steile Straße hinauf, die hoch über der Stadt auf die andere Seite der Insel führt.“

„Gut gemacht. Und dann?“

„Dann bin ich zur Polizei und habe mich dort als Engländer ausgegeben. Ich habe gesagt, daß mich ein Wagen mit der und der Nummer angefahren hat, daß ich aber die Sache ohne Polizei regeln möchte.“

„Mensch, Spätzle, du bist ja ein Kriminalist! Und hast du was herausbekommen?“

„Klar. Der Wagen gehört einem Doktor Smith, der eine Villa in Puerto de la Cruz besitzt und Privatgelehrter sein soll.“

„Das hast du prima gemacht, Schweiger! — Posten!“

„Herr Kaleu!“

„Die Mannschaft wecken!“

Nur Sekunden später stand die Besatzung von U-X auf den Beinen.

„Herhören, Männer! Da ist eine Geschichte passiert, in die ich mich sofort einschalten muß. Um was es geht, ist zunächst Nebensache. Die Leutnants Osthoff und Scheithauer sowie Obergefreiter Schweiger gehen mit mir. Wir werden vielleicht zwei Tage ausblieben. Leutnant Fleck übernimmt das Kommando. Jenseits des Berges steht eine einsame Schäferhütte. Schweiger wird euch den genauen Standort noch nennen. Dort sind die bestellten Dinge untergebracht. Sie sollen in der Zwischenzeit auf das Boot gebracht werden.“ Während Schweiger dem Obermaat Strunz die genaue Lage der Hütte beschrieb, gab Hoffmann zunächst an Fleck die letzten Anweisungen. Dann mußten sich die Beteiligten Zivil anziehen, sich bewaffnen, und dann gingen sie unter der Führung von Schweiger nach Santa Cruz.

In den frühen Morgenstunden war es nicht einfach, ein Taxi zu finden.

„Adi, du sprichst doch spanisch?“ fragte Kaleu Hoffmann, als sie in Santa Cruz eingetroffen waren — übrigens recht müde, denn den Seelen lag das Klettern über steinige Berge nicht.

„Was heißt sprechen? Ich kann mich verständigen, aber unterhalten nicht.“ „Das genügt auch. Dort steht ein Taxi. Verhandle mit dem Mann. Ich habe keine Peseten, aber dafür Dollars und Pfunde. Frage ihn, ob er uns nach Puerto de la Cruz fährt. Das ist ein aufstrebender Badeort auf der anderen Seite der Insel. Dort wohnt der mysteriöse Doktor Smith, der unsere beiden Badegäste entführt hat.“

„Ist mir bekannt“, sagte Osthoff, der sich in Zivil nie recht wohl fühlte. Dann schlenderte er betont ruhig auf das Taxi zu und verhandelte mit dem Fahrer.

Kurz darauf winkte er die anderen herbei.

„It's all right!“ sagte er. Der Fahrer sollte den Eindruck erhalten, daß es sich um Engländer handelte. Wie richtig das war, sollten sie sogleich bemerken.

Kaum hatten sie die Steigung hinter sich und den herrlichen Ausblick auf die Stadt Sant Cruz genommen, als der Fahrer auf englisch fragte:

„Wollen Sie zu Doktor Smith?“

Die Deutschen schwiegen betroffen, was der Spanier nur schmunzelnd quittierte.

„Ich weiß, daß Sie nicht sprechen dürfen.“

„Was wissen Sie von Doktor Smith?“ fragte Hoffmann.

„Ein guter Mensch! Ein Engländer! Er wohnt seit 1938 in Puerto und betreibt — Studien!“

Dieses Studien war so süffisant ausgesprochen, daß über die Tätigkeit dieses Dr. Smith kein Zweifel mehr bestehen konnte.

„Spanien ist doch mit Deutschland befreundet“, klopfte Hoffmann auf den Busch.

„Deshalb können wir mit den Engländern auch noch Freundschaft halten. Was geht uns der Krieg an? — Soll ich Sie in den Park hineinfahren oder draußen warten?“ schwatzte der Spanier drauflos. „Wissen Sie, Doktor Smith hält sich zwei Hunde, die nicht von Pappe sind. Mir ist es lieber, wenn ich draußen warten kann. Oder soll ich sofort wieder zurückfahren?“

„Nein, es wird besser sein, wenn Sie warten. Aber außerhalb des Parkes. Wie kommen wir denn hinein?“

Der Spanier schwieg darauf. Hoffmann hatte sofort das Gefühl, daß der Spanier mehr wußte, aber aus Vorsicht nichts sagen wollte.

So stieß Hoffmann seine Freunde in die Seite und sagte auf englisch:

„Wie hat der Chef noch gesagt? An der Südseite ist der Eingang, dann den Weg entlang . . .“

Und der Spanier ging auf den Leim.

„Sie haben sich verhört, meine Herren! Ich habe schon viele Bekannte und Freunde zu Herrn Doktor Smith gebracht. Sie müssen wissen, daß er oft Besuche erhält. Der geheime Eingang liegt auf der Nordseite. Durch das Pförtnerhaus und die Garage.“

„Klar, die Garage, Boß“, ging Osthoff sofort darauf ein.

„Tom, erzähle bloß nicht dem Chef, daß ich das vergessen habe“, sagte Hoffmann ergänzend.

Der Spanier schöpfte nicht den geringsten Verdacht.

Die Engländer betrieben auf den Kanarischen Inseln so offen ihre Spionage, wie auch die deutsche Abwehr ungehindert arbeiten konnte. Die spanische Polizei griff nur bei rein kriminellen Delikten ein und kümmerte sich im übrigen nicht um die Dinge, die um sie herum vorgingen. Die Inseln verdienten dabei nicht schlecht, denn beide Partner sparten nicht mit Geld.

Bald führte die Straße wieder bergab und lief durch umfangreiche Bananenkulturen, die terrassenförmig angelegt waren und bis hinunter an den Atlantik reichten.

Vor einer großen Umzäunung hielt der Spanier an.

„So, ich warte hier auf Sie. 200 Meter weiter, dann kommen Sie an das Eck. Dort müssen Sie an der Wand entlang gehen, bis Sie auf die nördliche Zufahrtsstraße stoßen und das Pförtnerhaus sehen. Wie lange wird es dauern, meine Herren?“

„Nicht sehr lange. Hier haben Sie erstmal zehn Pfund. Für die Rückreise dann ebensoviel.“

Obgleich dieser Betrag bei weitem die normale Taxe überstieg, machte der Spanier keine Anstalten, sich überschwenglich zu bedanken.

Die vier Deutschen stiegen aus und suchten auf der Nordseite nach dem Pförtnerhaus, das rasch gefunden war.

Immer noch war Morgenstunde, und die Insel schlief.

„Wir müssen jetzt mächtig aufpassen. So gut geht die Sache wohl kaum weiter“, sagte Osthoff.

„Warum nicht? Ich verstehe zwar nichts von diesem Geheimkram, aber daß wir unsere Kameraden heraushauen müssen, ist klar. Auf welche Weise, werden wir gleich sehen.“

Und sie sahen es.

Kaum hatten sie das Pförtnerhaus betreten, als ein leises Summen zu hören war.

Sofort blieben sie stehen und schauten sich um.
Plötzlich öffnete sich automatisch die Wand und gab den Weg in die Garage frei, die an das Pförtnerhaus angebaut war.

„Sauber“, sagte Osthoff.
„Halte jetzt den Schnabel“, antwortete Hoffmann, dem die Sache nicht geheuer vorkam.
Die Garage war leer. Nur an der Rückwand stand ein Regal aus Holz mit Öl dosen und Handwerkszeug.
Hoffmann schaute sich hilflos um. Aber Osthoff ging auf das Regal zu, das sich sofort teilte und eine Treppe freigab, die nach unten führte.
Ohne ein Wort zu sagen, betraten die Deutschen die Treppe. Jeder zog seine Pistole.
Auf der Sohle dieser Treppe angelangt, führte ein zementierter Gang unter dem Park hindurch direkt auf die Villa des Dr. Smith zu.
Plötzlich standen sie vor einer eisernen Tür!
Der Drücker gab nach, und der dahinterliegende Raum war eine Art Treppenhaus. Eine breite Treppe führte wieder nach oben.
Plötzlich befanden sie sich in einer ausgedehnten Halle mit einem mächtigen Kamin, vor dem eine Partie lederner Sessel stand.
In einem der Sessel lag ein Mann und schlief.
Schweiger wurde plötzlich aufgeregt und wollte unbedingt etwas sagen, aber Hoffmann hielt ihm den Mund zu.
Trotzdem fuchtelte Schweiger mit den Armen und wollte unbedingt seine Weisheit loswerden.
Endlich durfte er leise sagen:
„Das ist einer von denen! Wir sind richtig! Soll ich . . .?“
„Sie passen auf ihn auf, mehr nicht! Wenn er sich röhrt und Dummheiten machen will, dann geben Sie ihm eins auf den Kopf. Aber nur mit sanfter Gewalt, verstanden?“
Schweiger nickte nur und stellte sich hinter den Schlafenden.
Die anderen drei durchsuchten nun die Villa.

Die unteren Räume dienten offensichtlich nur gesellschaftlichen Zwecken. Im ersten Stockwerk befanden sich mehrere Schlafzimmer, in denen sechs Menschen schliefen, darunter eine Frau. Niemand hörte die Geräusche, die zwangsläufig entstanden.

Von Wagner und Braun keine Spur.

Als sich die drei auf dem oberen Flur wieder trafen, sagte Hoffmann:

„Scheithauer, Sie bleiben hier und halten Wache. Wir durchsuchen den Keller. Nur im äußersten Notfall machen Sie von der Waffe Gebrauch!“

Scheithauer nickte.

Hoffmann und Osthoff gingen wieder in die Halle, wo Schweiger noch immer hinter dem Schlafenden stand, dann betraten sie über die Treppen den Keller.

Ein ausgedehnter Wein- und Sektkeller war alles, was zunächst zu sehen war.

Bald machten sie indessen viel interessantere Entdeckungen. Zum Beispiel betraten sie ein komplett eingerichtetes Fotolabor, eine Funkzentrale und eine kleine Waffenkammer.

So interessant die Dinge auch waren, die beiden Deutschen interessierte allein die verschwundenen Kameraden.

Plötzlich entdeckte Osthoff eine versteckte Tür.

„Hier, Magnus, dahinter muß etwas sein. Umsonst ist die Tür nicht mit einem Regal verstellt.“

Sie räumten das Gestell mit den Flaschen und Gallonen zur Seite und legten zuerst einmal die Tür frei. Dann schoben sie den schweren Riegel zur Seite und öffneten.

Dunkelheit starre sie an.

Aber plötzlich hörten sie ein leises Stöhnen.

Sofort knipste Hoffmann seine Taschenlampe an.

Und hier lag Wagner und Braun, zu engen Bündeln verschnürt und mit Knebeln im Mund.

In Sekundenschnelle waren sie befreit.

„Das war gute Arbeit, Kaleu“, sagte Wagner anerkennend.

„Der Zufall und unser Schmutt hatten geholfen.“

„Was jetzt?“ fragte Wagner seinen Kameraden Braun. „Sollen wir das Nest ausräumen oder uns einfach davonschleichen?“

„Ich würde dringend raten, meine Herren“, sagte Hoffmann, „daß wir so verschwinden, wie wir gekommen sind. Warum wollen wir neue Aufregungen schaffen und vielleicht noch die spanische Polizei hinter uns her locken?“

„Der Kaleu hat recht“, sagte Braun. „Es wird ihnen sauer genug werden, wenn wir plötzlich verschwunden sind.“

Und so wurde es gemacht.

Aber Wagner konnte es nicht lassen, in der Funkzentrale ein Codebuch und aus dem Fotolabor einige Filmrollen, die er in aller Eile durchgesehen hatte, an sich zu nehmen.

„Hier wollte ich mal einen halben Tag suchen“, sagte er bedauernd, als er von Hoffmann gedrängt wurde, endlich den Raum zu verlassen.

Im Hause hatte sidi immer noch nichts geregelt.

Hoffmann holte Scheithauer vom oberen Flur herunter und bedeutete Schweiger, daß nunmehr seine Mission beendet sei. Dann verließen sie über den geheimen Ausgang wieder die Villa.

Als sie das Pförtnerhaus verlassen hatten, instruierte Hoffmann sogleich die beiden Befreiten über den spanischen Taxichauffeur, bei dem sie unter keinen Umständen einen Verdacht erregen sollten.

Auch hier ging alles glatt.

*Noch vor dem Mittag erreichten sie
Santa Cruz.

In drei Gruppen — darauf bestand der erfahrene Wagner — mußten die Deutschen die Stadt in nördlicher Richtung verlassen.

Wagner sagte zu Hoffmann, der sich ihm angeschlossen hatte:

„Das war eine gute Sache, die Sie da gemacht haben, Kaleu. Es hätte leicht schiefgehen können.“

„Was ist denn eigentlich passiert?“ „Wir haben Kollegen von der gleichen Fakultät getroffen. Nur von der anderen Seite. Wir hatten schon in Madrid und später in Tanger einiges miteinander zu tun gehabt. Als sie uns in Santa Cruz in dem Cafe sahen, dachten sie, wir wollten auf der Insel arbeiten. Sie beschlossen, uns auszuschalten.“ „Wollte man Sie bis Ende des Krieges in dem Keller belassen?“

„Keineswegs. Wir sollten in den nächsten Tagen mit einem britischen U-Boot nach England gebracht werden.“ „Ja geht denn das so ohne weiteres?“ „Warum nicht? Wir haben doch auch angelegt, und kein Mensch hat uns dabei gesehen.“

Gegen Abend trafen dann alle Gruppen am Nordkap ein.

Fleck hatte in der Zwischenzeit das Material aus der Hütte holen lassen und fachgerecht im Boot verstaut.

Am 18. Juli 1942 lief U-X weiter.

Nach Süden.

Zehn Tage ging alles gut.

So lange brauchten sie, um auf die Höhe von Portugiesisch-Angola zu kommen.

Hier, an der westafrikanischen Küste, war die Gefahr einer Entdeckung sehr gering, so daß sie wagen konnten, selbst am Tage über Wasser zu fahren. Allerdings brachte Fleck nicht mehr als acht Knoten heraus, was an der schweren Ladung lag.

Aber sonst war er mit den Motoren sehr zufrieden.

*

Der 28. Juli 1942 war ein schwarzer Tag.

Es war Nacht, und U-X lief über Wasser. Zwei Posten standen auf der Brücke und beobachteten die See. Sie war ruhig, aber der Mond war bereits untergegangen, und man konnte keine Hand vor den Augen sehen.

Plötzlich erschütterte ein schwerer Schlag das Boot.

Gleichzeitig schien es sich irgendwo festgefahren zu haben.

Sofort gaben die Posten Alarm. Aber das war gar nicht notwendig, denn jeder im Boot wußte, daß etwas geschehen war.

Hoffmann, Osthoff und Fleck kletterten auf den Turm.

Während der Kommandant noch mit Osthoff rätselte, was eigentlich geschehen sei, kletterte Fleck die Außenleiter hinunter und betrat das vom Wasser leicht überspülte Bootsdeck.

In der einen Hand hielt er eine Taschenlampe und leuchtete die Umgebung des Bootes ab.

„Das hat uns gerade noch gefehlt.“

„Was ist denn los?“ wollte Hoffmann wissen.

„Wir sind offensichtlich in die Trümmer eines Wracks gelaufen.“

„Du lieber Himmel! Wie ist denn das möglich? Ist denn die See nicht groß genug?“

„Einer der berühmten Zufälle“, sagte Fleck nachdenklich und kletterte auf allen vieren bis zum Bug des Bootes. „Wir sindrettungslos eingekettet!“ rief er von dort. „Vorerst ist überhaupt nichts zu machen. Wir müssen den Tag abwarten. Fragen Sie doch mal an, ob das Boot beschädigt ist.“

Aber kein Wassereinbruch wurde gemeldet.

Nun kletterten auch Hoffmann und Osthoff auf das Deck und beschauten sich die Bescherung.

Im Augenblick war wirklich nichts zu machen. Niemand konnte übersehen, wie weit die Trümmer reichten und ob das Boot aus eigener Kraft sich wieder befreien konnte.

Endlich brach der Tag an.

Selten wurde er mit so viel Spannung von der Besatzung des U-X erwartet, wie gerade diesmal.

Was sie dann endlich sahen, war schlimm genug.

In einer Ausdehnung von vielleicht zweihundert Quadratmetern lagen auf engstem Raum zahlreiche Trümmer eines offensichtlich torpedierten Frachters, der auseinandergebrochen war und zugleich so viel von der Ladung abgegeben hatte, daß damit die See auf engem Raum übersät war.

Das ruhige Wasser hatte dann dafür gesorgt, daß sich die Trümmer nicht verteilten und weggeschwemmt wurden.

In dieses Trümmerfeld war U-X hineingefahren.

„Wenn jetzt noch Schlechtwetter aufkommt, wird unser Boot zerdrückt“, sagte Hoffmann,

„Kommen wir mit eigener Kraft aus dem Schlamassel raus?“ wollte Osthoff wissen und richtete die Frage an Fleck.

„Wohl kaum“, antwortete der Leitende Ingenieur. „Ich weiß nicht, wie tief die Trümmer liegen. Da und dort ginge es ja, aber es gibt auch noch andere Stellen, die nicht zu übersehen sind.“

„Das ganze Palaver hat jetzt keinen Sinn“, sagte Hoffmann. „Wir müssen handeln! Fleck, wir fahren ganz langsam und mit gedrosselten Motoren nach achtern wieder heraus. Vier Mann gehen mit Stangen und Haken ans Heck, binden sich dort fest und schieben die Trümmer zur Seite. Vielleicht schaffen wir es auf diese Weise.“

Fleck machte zunächst ein bedenkliches Gesicht, dann sagte er:

„Vielleicht ist das wirklich unsere einzige Chance.“

Die Dieselmotoren liefen noch.

Vier Männer banden sich am Heck fest, bewaffneten sich mit Stangen und versuchten, die schweren Trümmer beiseite zu schieben. Aber bald sollte sich herausstellen, daß sich zwar Einzelteile bewegen ließen, aber die dahinterliegenden die Bildung einer Fahrtrinne blockierten.

„Obermaat Strunz“, rief Hoffmann, als er die Aussichtslosigkeit des Vorhabens einsehen mußte, „machen Sie ein paar Sprengladungen fertig.“

Als diese zur Explosion gebracht wurden, war zunächst der Schäden größer als der Nutzen. Einzelne Trümmer schlugen auf das Boot auf und verursachten kleinere Materialschäden. Die freien Stellen aber, die im Trümmerfeld entstanden, reichten nicht aus, daß sich das Boot bewegen konnte.

Immerhin wurde es etwas leichter, von einer Sprengstelle zu anderen durchzukommen, nachdem die noch verbindenden Trümmerreste durch Stangen beseitigt wurden.

Mehrmals wurde auf diese Weise gesprengt, bis sich das Boot freigearbeitet hatte.

„Wenn da nichts in Eimer gegangen ist, fresse ich einen Besen“, sagte Fleck.

„Wir werden alle Stationen durch- üben“, antwortete Hoffmann.

Wie gut das war, sollte sich sehr rasch herausstellen.

Fleck kam nach etwa einer Stunde auf die Brücke und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Nanu, ist etwas nicht in Ordnung?“ wollte Hoffmann sofort wissen.

„Das kann man wohl sagen, Kaleu.“

„Denn man raus mit der Sprache.“

„Die Antriebswelle hat's erwischt. Sie ist der Länge nach gesprungen.“

„Um Himmels willen, Fleck! Stimmt das? Wie konnte denn das passieren?“

„Ein Propellerteil der Schraube ist durch einen harten Aufschlag glatt abgerissen worden und muß die Antriebswelle beschädigt haben.“

„Aber wir sind doch jetzt aus den Trümmern herausgelaufen!“

„Mit gedrosselten Motoren. Diese Leistung hält die Schraube schon noch aus.“

„Und was kann jetzt geschehen, Fleck?“

„Nichts, Herr Kaleu. Unsere Reise ist beendet. Wir können vo' Glück sagen, wenn wir den nächsten Hafen noch erreichen. Wer denkt schon daran, daß mal eine Antriebswelle in Eimer gehen könnte.“

Kapitänleutnant Hoffmann war von dieser Aussicht tief betroffen. Er ließ sofort Osthoff, Scheithauer und die beiden Zivilisten auf den Turm kommen und gab einen kurzen Bericht von dem, was geschehen war, und welche Konsequenzen daraus zu ziehen waren.

„Was auch geschieht, Kaleu“, sagte Wagner, „wir müssen unser Ziel erreichen. Unsere Aufgabe ist so wichtig, daß sie beinahe kriegsentdecidend genannt werden kann.“

„Weiß ich alles, Herr Wagner. Wir können jetzt nur noch eines tun.“

„Da bin ich gespannt“, sagte Osthoff. „Wir versuchen, Luanda in Portugiesisch-Angola anzulaufen. Portugal ist neutral. Würden wir das schaffen, Fleck?“

Leutnant Fleck gab nicht sofort Antwort, sondern dachte angestrengt nach und schaute auf die Karte. Endlich sagte er:

„Wenn alles gutgeht und wir nur mit der kleinsten Maschinenkraft auskommen, könnten wir hinkommen.“

„In Luanda wird es eine Menge Geheimdienstagenten geben“, warf Scheithauer ein.

„Damit müssen wir rechnen. Ein Glück, daß wir zwei Kameraden an Bord haben, die von der Sache etwas verstehen. Meine Herren“ — hier drehte sich Hoffmann zu Wagner und Braun um —, würden Sie uns helfen? Sie wissen, in welcher Beziehung.“

„Ich verstehe zwar nicht ganz, wieso Sie uns mit einem Geheimdienst in Verbindung bringen, aber das ist wohl...“ Hoffmann wußte augenblicklich, daß er einige Töne zuviel gesprochen hatte. Aber es war ja kaum noch zu verschweigen, daß die beiden in dieser Beziehung nicht ganz astrein waren. Trotzdem unterbrach Hoffmann und schwächte seine Worte ab:

„Ich meinte nur im Hinblick auf die mysteriösen Vorfälle von Santa Cruz, bei denen Sie sich geschickt aus der Affäre zu ziehen verstanden.“

Das wiederum war eine ausgesprochene Schmeichelei, weil die beiden, ohne die Hilfe Hoffmanns mit größter Wahrscheinlichkeit in den Händen von Dr. Smith geblieben wären.

Wagner akzeptierte jedoch diese kleine Verbeugung und war wieder ausgesöhnt.

„Selbstverständlich verfügen wir über gewisse Kenntnisse, die wir jetzt anwenden können. Ich bin auch bereit, notfalls unsere eigene Reisekasse anzugreifen und mit einem größeren Betrag auszuholen.“

„Das wird nicht nötig sein, Herr Wagner, denn ...“

„Eine Antriebswelle kann man in Luanda nicht schmieden lassen“, unterbrach Fleck, der immer sachlich und praktisch dachte.

„Genau das wollte ich auch sagen, meine Herren“, sagte Kapitänleutnant Hoffmann. „Sie ist aus Spezialstahl geschmiedet und kann hier mit Sicherheit nicht angefertigt werden.“

„Dann können wir uns auf einen längeren afrikanischen Aufenthalt vorbereiten“, sagte Osthoff, und es war nicht genau herauszuhören, ob er sich darüber freute oder ärgerte.

„Allerdings“, antwortete Hoffmann. „Der Aufenthalt wird gut und gerne seine zwei Wochen in Anspruch nehmen.“

„Sagen wir, vier“, warf Fleck ein. „Zuerst muß die Bestellung abgehen. Dann muß die SKL die Pläne einsehen und genaue Zeichnungen anfertigen lassen. Erst dann kann die Bestellung in ein Stahlwerk gehen. Ob dies dann gleich soviel Kapazität frei hat, um den Spezialstahl zu legieren, bleibt immer noch offen. Anschließend muß der Konverter mit der Legierung in ein Walzwerk und von dort erst in das Schmiedewerk. Ein langer Vorgang, meine Herren, den ich genau kenne. Ist dann endlich die Welle fertig, kommt der nicht einfache Transport. Über Frankreich, Spanien nach Portugal geht es noch. Aber ob dann aus Lissabon gerade ein Schiff nach Luanda ausläuft, ist auch noch fraglich. Machen wir uns also ruhig auf eine längere Wartezeit gefaßt und richten uns darauf ein.“

„Danke“, sagte Kaleu Hoffmann. „Die Schwierigkeiten einer solchen Sendung sind mir durchaus bewußt. Wenn wir uns keine Illusionen über die Dauer der Wartezeit machen, können wir unsere Sicherheitsvorkehrungen um so besser treffen.“

„Auf keinen Fall können wir den Hafen Luanda anlaufen, Kaleu“, sagte Wagner.

„Das ist mir klar. Während des Krieges fällt jedes Schiff auf, das einen Hafen anläuft. Ein U-Boot erst recht. Die portugiesischen Behörden wären gezwungen, uns zu internieren. Das ist nicht der Sinn der Sache.“

„Die westafrikanische Küste ist flach“, gab Qsthoff zu bedenken. „Wir können nicht wochenlang irgendwo vor der Kyste auf und ab stehen.“

„Völlig richtig. Aber ich habe mir bereits die Karte angesehen. Etwa fünfzig Kilometer südlich von Luanda fließt der Kuanza in das Meer. Ein recht beachtlicher Fluß mit einem breiten Mündungsdelta. Bis zu den Kondo-Fällen ist der Kuanza für Flusschiffe befahrbar. Wir müssen lediglich die Fahrtrinne finden. Karten hierüber haben wir wohl nicht, was?“

„Nein, Herr Kaleu“, antwortete Scheithauer. „Darüber gibt es kein Kartenmaterial. Ich weiß nur, daß sich im Mündungsgebiet des Kuanza eine Reihe von Sandbänken befindet.“

„Glauben Sie, daß wir eine Einfahrt finden, Scheithauer?“

„Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder bleiben wir solange liegen und warten, bis ein Schiff in die Mündung läuft. Aber dabei besteht dann die Gefahr der Entdeckung.“

„Und zweitens?“

„Wir lotsen. Ein schwieriges und zeitraubendes Geschäft, das zu einigen Fehlleistungen führen kann. Aber es dürfte dann wenigstens sicher sein.“

„Dann mache ich folgenden Vorschlag: Wir fahren bis an die Sandbänke heran. Dann steigen folgende Männer in ein Schlauchboot um und lassen sich an Land rudern: Fleck, weil er für die Bestellung verantwortlich ist, vielleicht die Herren Wagner und Braun, um uns abzuschirmen, und ich. Osthoff übernimmt das Kommando. Scheithauer fällt dann die wichtigste Aufgabe zu, die Fahrtrinne zu finden und in den Kuanza einzulaufen.“

„Und wie sollen wir uns dann wiederfinden?“

„Wir können nur einen ungefährnen Standort ausmachen. Sagen wir zwischen zwei und fünf Kilometer stromaufwärts, von der äußersten Landzunge an gerechnet. Am nördlichen Ufer. Sobald wir aus Luanda wieder zurückkommen, müssen wir eben suchen. Wir können ja auch bestimmte Zeichen ausmachen, die uns leichter zusammenführen.“

Nun wurden noch die Einzelheiten besprochen, dann ließ Fleck mit aller Vorsicht die Motoren laufen und ging auf östlichen Kurs.

*

Zwei Tage brauchten sie, bis sie endlich Land sahen.

Da jegliches Kartenmaterial über diese Gegend der Welt fehlte, war es nicht einfach, das Mündungsgebiet des Kuanza sofort zu finden. Aber diesmal sollte die Besatzung von U-X ein bißchen Glück haben.

Gerade als sie die ersten Landstriche von Afrika im Osten erblickten, standen Hoffmann, Scheithauer und Osthoff auf der Brücke.

„Das nennt man Glück“, sagte Scheithauer und setzte sein Doppelglas ab. Man schrieb gerade den 30. Juli 1942.

„Wieso?“ fragte Osthoff, der sich mit Hoffmann über Einzelheiten des Aufenthaltes im Urwald unterhalten hatte.

„Wir brauchen nicht lange zu suchen. Wir steuern direkt auf einen Mündungsarm des Kuanza zu.“

Nun setzten auch Hoffmann und Osthoff ihre Gläser an und schauten an Land.

Tatsächlich färbte sich vor ihnen das Wasser schmutziggelb. Entwurzelte Urwaldriesen, Äste und verfilztes Gestrüpp schwammen auf dem Wasser.

„Na also“, sagte Hoffmann aufatmend. „Hat uns das Glück doch nicht ganz verlassen. Wir fahren so weit wie möglich heran. Haben Sie eine Ahnung, Scheithauer, wie weit sich die Sandbänke in das Meer erstrecken?“

„Keine Ahnung, Herr Kaleu. Vorerst können wir noch ohne Gefahren weiter ran. Es handelt sich hier mit Bestimmtheit um keinen Mahlsand, sondern um feste Sandbänke. Wenn wir weiter dran sind, suchen wir die größte Strömung, dort können wir einigermaßen sicher in das Delta Vordringen.“

Während sich U-X mühsam abquälte und dem Festland zustrebte, wurden die letzten Vorbereitungen für den Landmarsch getroffen.

Fleck, der seine Aufgabe mit Akribie erfüllte, schaute wieder und wieder auf die Antriebswelle und verglich die Zeichen mit seinem Notizbuch, wo er bereits alle Daten genauestens eingetragen hatte. Auch die dazugehörigen Montageteile, einschließlich einer neuen Schraube, standen auf seiner Liste.

Hoffmann hingegen machte sich wegen des Marsches einige Sorgen. Die einzige, wenn auch zu große Karte, die er über Portugiesisch-Angloa besaß, wies den betreffenden Landstrich zwischen der Mündung des Kuanza und der Hauptstadt Luanda als dichtbewachsen aus. Das bedeutete in dieser Gegend Urwald und Dschungel.

Nun hatte er zwar früher schon auf Ceylon und Indien kleine Urwaldtrips unternommen. Aber ein Marsch von 50 Kilometern durch den Urwald, das schien ihm doch etwas viel zu sein, zumal er sowieso kein begeisterter Marschierer war.

Auch Wagner und Braun besaßen keinerlei Erfahrung.

Im Laufe des Nachmittags waren sie dem Festland so nahe gekommen, daß sie mit bloßem Auge Einzelheiten erkennen konnten.

Das Delta des Kuanza war umfangreich und unübersichtlich. Die in das Meer hineingewachsenen Mangroven erschwerten zudem jede Übersicht, weil man nie genau feststellen konnte, wo die Mangrovensümpfe aufhörten und das eigentliche Festland begann.

Offensichtlich waren sie in den Hauptarm des Zuflusses eingelaufen, denn die Strömung wurde stärker. Nebenarme eines Deltas dagegen haben gewöhnlich die Eigenschaft, fast stillzustehen und faulendes Wasser anzusammeln.

Als Scheithauer am Nordufer des Deltas einwandfrei festes Land ausgemacht hatte, ließ Hoffmann die Maschinen stoppen und das Schlauchboot aussetzen.

Der Kommandant, Fleck, Wagner und Braun stiegen um.

Sie trugen wieder Zivil, waren mit Macheten — den unentbehrlichen Haumessern des Urwaldes —, einigen Lebensmitteln, Pistolen, Medikamenten und natürlich mit Geld ausgestattet.

„Osthoff“, rief Hoffmann noch einmal zum Turm hinauf. „Mach deine Sache gut! Vergiß die Zeichen nicht! Es kann schon einige Tage dauern, bis wir uns wieder treffen. In der Zwischenzeit handle so, wie wir es besprochen haben.“

„Alles Gute! Mast-und Schottbruch!“

Noch ein kurzes Winken, dann legten sich Wagner und Braun in die Riemen und legten vom Boot ab.

*

Das wahrhaft vom Pech verfolgte U-X sollte diesmal vom Glück etwas begünstigt sein.

Scheithauer hatte mit dem Instinkt eines guten Steuermannes tatsächlich den richtigen Mündungsarm erwischt und fuhr nun flußaufwärts.

Die Fahrt war deshalb nicht einfacher. Sie mußten ständig auf der Hut vor anbrausenden Urwaldriesen sein, die in der Strömung mit D-Zuggeschwindigkeit angeschossen kamen und das Boot schwer beschädigt hätten.

Am Bug hatten sich zwei Matrosen festgebunden und mit Stangen bewaffnet, die das Kleinzeug aus dem Wege räumten, also die Büsche und kleinen schwimmenden Inseln, in denen sich das Boot hätte leicht verfilzen können.

„Im Innern des Landes muß es geregnet haben“, sagte Osthoff.

„Regen ist gut“, antwortete Scheithauer. „Das sind Gewitter von Ausmaßen, wie wir sie nicht kennen. Außerdem haben wir gerade Regenzeit. Wir werden also dauernd mit solchen Wassermassen zu rechnen haben.“

Aus einem Seitenarm mit starker Strömung schoß plötzlich ein gewaltiger Urwaldriese heraus, direkt auf die Mitte des Hauptstromes zu. Dort wurde er von der noch größeren Strömung erfaßt, drehte sich zweimal um sich selbst, um dann mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in das Delta hineinzubrausen.

Möhlenkamp, der mit einem anderen Matrosen gerade am Bug seinen Dienst versah, starrte wie gebannt auf dieses Schauspiel.

Die riesigen Wurzeln sahen wie Arme eines vorsintflutlichen Polypen aus. An einem der Äste hing eine blutrote Orchidee.

„Wahrnschau!“ rief Osthoff, als er das Ungetüm auf das Boot zuschießen sah.

„Hart steuerbord!“ schrie Scheithauer.

Das Boot machte eine scharfe Wendung.

Im gleichen Augenblick schoß der Urwaldriese an ihnen vorbei. Es heulte, als ob ganze Bündel von Bomben vom Himmel fielen.

Eine Kollision wurde vermieden, aber das weitausladende Astwerk peitschte das Boot und warf es zur Seite.

Osthoff blutete im Gesicht.

Zweige hatten ihn gestreift und die Haut aufgerissen.

Scheithauer konnte sich rechtzeitig bücken und Deckung nehmen.

Als dieser Spuk vorbei war und sich das Boot wiederaufgerichtet hatte, fehlte Möhlenkamp. Die Wucht des peitschenden Astwerkes hatte ihn mit fortgerissen. Der andere Maat lag bewußtlos am Bug.

„Maschinen stop!“ rief Osthoff sofort. „Mann über Bord!“

Dann kletterte er mit Scheithauer an der Außenwand des Turmes hinunter und kümmerte sich um den verletzten Maat. Er sah böse aus. Das Astwerk hatte ihn mit aller Wucht getroffen, aber das Tau hielt, an dem er festgebunden war.

Von Möhlenkamp fehlte jede Spur.

„Ich glaube nicht, daß es einen Sinn hat, ihn zu suchen“, sagte Scheithauer.

„Wir können ihn doch nicht einfach seinem Schicksal überlassen“, wehrte sich Osthoff.

„Das Ungetüm von einem Baum hat ihn mitgerissen. Du hast ja gesehen, mit welcher Geschwindigkeit er auf das Meer hinausschoß. Möhlenkamp wird sich im Astwerk befinden und mit hinausgetragen werden. Ich sehe keine Möglichkeit, ihm zu helfen. Oder willst du hier etwa das Boot wenden und dann wieder hinauslaufen?“

So klar und einleuchtend die Gedanken Scheithauers waren, so sehr sträubte sich alles in Osthoff, einem braven Seemann nicht helfen zu können. Aber es war schon richtig, daß er damit die gesamte Mannschaft gefährdet hätte.

Schweren Herzens entschloß er sich, nunmehr das Nordufer anzulaufen.

„Da drüben, die Mangrove, wäre das nichts?“ sagte Scheithauer, der auch endlich festen Boden unter den Füßen haben wollte und Osthoff von seinen trüben Gedanken zu befreien beabsichtigte.

Vorsichtig manövrierte das U-Boot bis zu der ausladenden Mangrove.

Der Hauptstamm befand sich auf festem Grund. Und wie bald festgestellt wurde, handelte es sich dabei wirklich um das Ufer, das durch Keinen Nebenarm mehr durchzogen war.

Die Mangroven haben die Eigenschaft, ins Wasser hineinzu wachsen. Bis zu hundert kleine Nebenstämme wachsen aus den Ufertümpeln in die Höhe, vereinigen sich dort mit dem gewaltigen Astwerk der Baumkrome und bilden natürliche Dächer, unter denen ein kleines Haus Platz finden würde.

Als U-X in das Gewirr der vielen Baumstämme einfuhr, sagte Osthoff: „Wie ein Dom mit hundert Säulen.“ „Leider müssen wir einige der Säulen umhauen, damit wir auch richtig hineinfahren können. Der Platz ist übrigens ideal für ein Versteck. Kein Mensch wird uns hier finden.“

Noch vor Einbruch der Nacht wurde eine Anzahl der Nebenstämme zuerst unter Wasser abgesägt, dann kletterten Matrosen hinauf und schlügen am oberen Ende das Astwerk ab, so daß U-X bald ein sicheres Unterkommen hatte.

Wagner und Braun hatten alle Mühe, gegen die starke Strömung anzukämpfen.

Als das Schlauchboot endlich auf festes Land auffuhr, mußten die Insassen zu ihrem Ärger feststellen, daß sie noch immer nicht das Ufer erreicht hatten. Auf jener kleinen Landzunge die Nacht zu verbringen, dazu hatten die Männer keine Lust.

Also legten sich Hoffmann und Fleck in die Riemen und ruderten durch eine Anzahl von kleinen Nebenflüssen des Deltas. Sie mußten eine sumpfige Gegend überqueren, bis sie endlich das feste Nordufer erreicht hatten.

„Pfui Teufel!“ sagte Fleck. „Das offene Meer ist mir lieber.“

„Ich schlage vor, daß wir die Nacht hier verbringen, In knapp einer Stunde wird es dunkel, und dann finden wir uns nicht mehr zurecht. Hier wissen wir wenigstens, was Wir haben.“

Diese Meinung teilten alle, so daß sie den sandigen Uferstreifen für die Nacht herrichteten.

„Ob es hier wilde Viecher gibt, weiß ich nicht“, sagte Wagner. „Aber man sollte sich ruhig gegen sie schützen.“

„Bin schon dabei“, antwortete Hoffmann, der mit seinem Haumesser die Wenigen Schritte bis zum Urwald gegangen war und Dornenzweige aus den Sträuchern hieb.

„Wagner, schlagen Sie doch bitte einige starke Bambusbäumchen.“

Die Bambusstöcke wurden in einem Kreis in den Boden gesteckt und die Dornenäste darum herumgelegt. Als diese Dornenhecke gut eineinhalb Meter hoch war, sagte Fleck zu den anderen:

„Sieht gar nicht so schlecht aus. Noch ein kleines Dach für den Fall, daß es regnet.“

Die Bambusstöcke ragten etwa zwei Meter aus dem Boden, so daß jeder der Männer bequem darin stehen konnte. Mit Hanfseilen wurden andere Bambusstöcke an den oberen Enden befestigt und quer darüber gelegt. Zum Schluß wurden Palmlätter darauf gelegt, so daß ein richtiges Dach entstand.

„Die Neger haben es doch leichter als wir“, sagte Hoffmann, als er sich die Hütte von außen betrachtete. „Ein paar Bambusstöcke und Palmlätter, und fertig ist das Haus.“

„Wir können ja nach dem Kriege auswandern“, uzte Fleck.

Kurz darauf ging die Sonne unter. Wenige Minuten später trat völlige Dunkelheit ein.

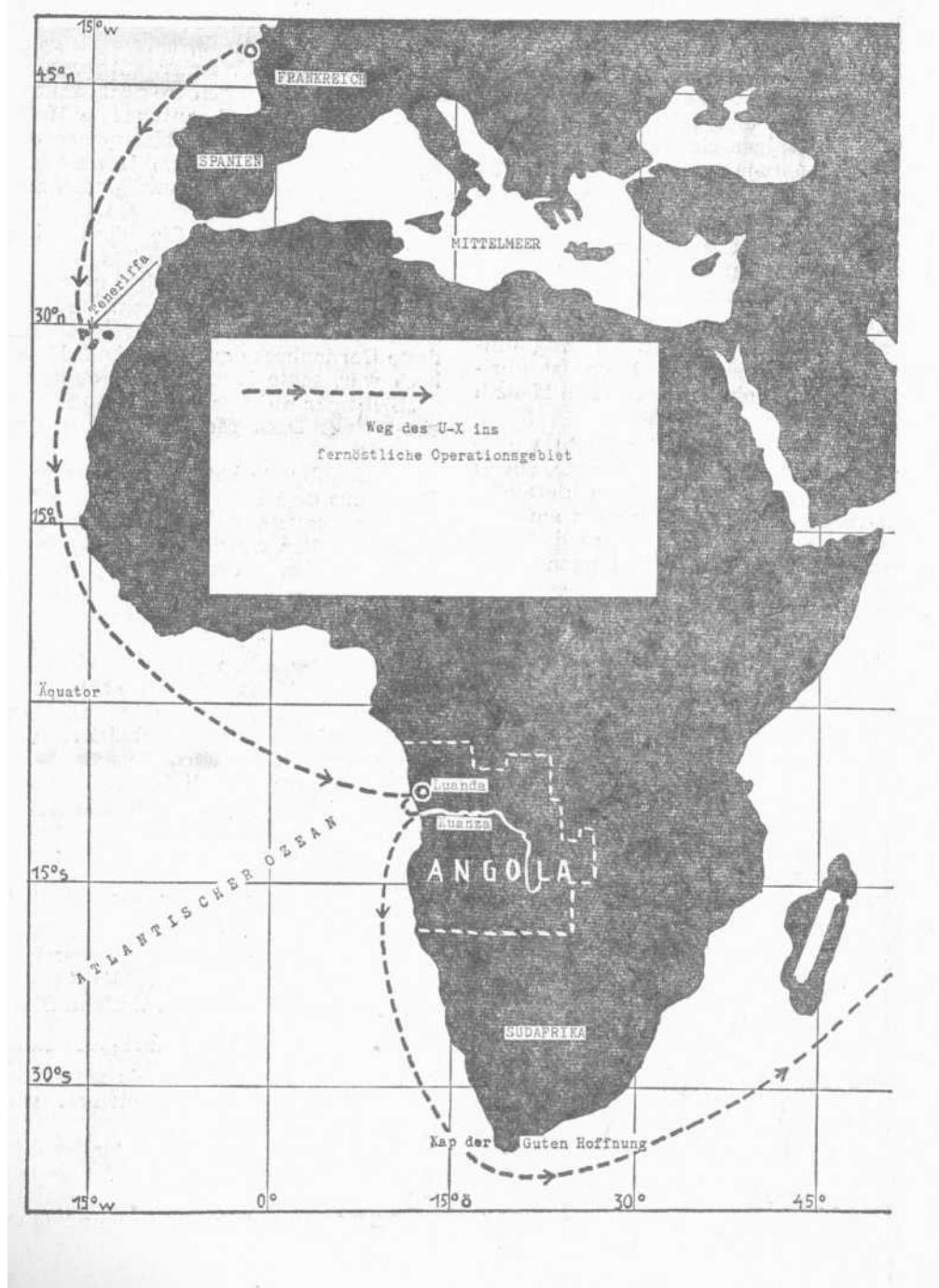
Mit dem Einbruch der Dunkelheit wurde der Urwald lebendig.

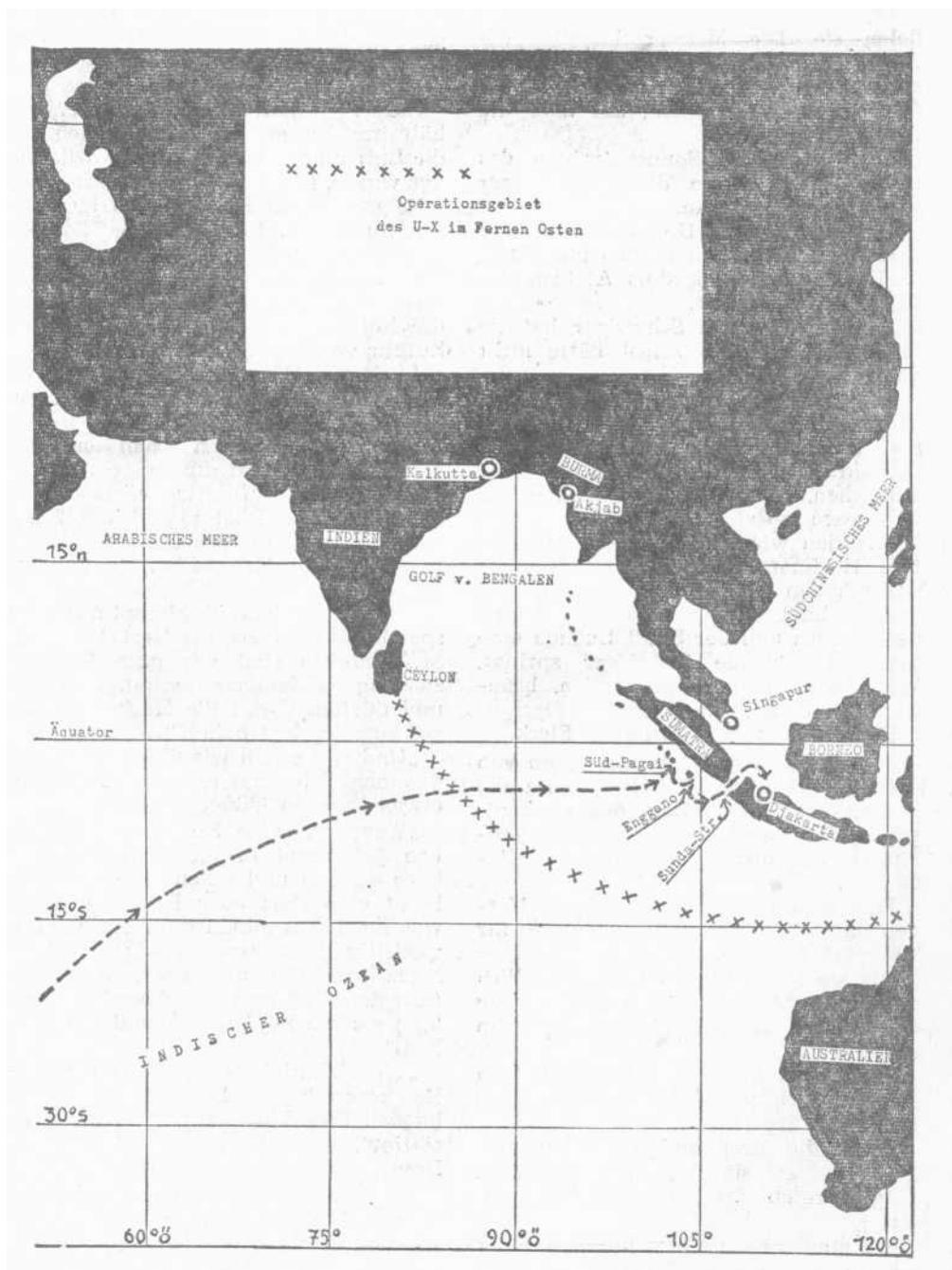
Wilde Tiere gingen zur Wasserstelle und suchten nach Beute. Es brüllte, stöhnte und krächzte mit tausend Stimmen.

„Dhs ist allerdings weniger angenehm“, sagte Hoffmann, als sie gerade ihren Zwieback mit Dosenwurst verzehrten.

Aber das sollte noch nicht alles sein, unter dem die Deutschen zu leiden hatten.

Bald kamen die Moskitos und über-





fielen sie. Die Männer konnten die Nacht nur überstehen, indem sie ein stark rauchendes Feuer anmachten, bei dem sie bald erstickten, das aber die Moskitos vertrieb.

Mit den ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages waren diese Blutsauger wieder verschwunden.

Die Hände und Gesichter der vier Deutschen waren mit Beulen übersät.

„Haben wir wenigstens Atebrin dabei?“ fragte Wagner.

„Hier! Der brave Schweiger hat sie mit eingepackt. Ich selbst hätte nicht daran gedacht.“

„Nun muß ich ehrlich sagen“, meinte Fleck, „ich habe keine große Lust, fünfzig Kilometer durch diesen verflixten Urwald zu stampfen. Können wir nicht versuchen, den Strand zu erreichen und an diesem entlangzugehen?“

„Werden wir auch machen“, antwortete Hoffmann. „Aber ganz kommen wir um den Urwald nicht herum, weil ausgerechnet zwischen der Mündung des Kuanza und der Stadt Luanda eine breite Landzunge ins Meer springt. Wenn wir sie umgehen wollen, brauchen wir doppelt so lange.“

„Schöne Aussicht“, brummte Fleck.

Die einzige Karte, die Hoffmann von dieser Gegend dabei hatte, zeigte die gesamte südliche Hälfte des afrikanischen Kontinents. Ganz Portugiesisch-Angola war nicht größer als eine Kinderfaust.

Man wußte nur, daß Luanda im Norden lag. Der Kompaß war noch ihr treuester Begleiter.

Als sie nach langem Suchen endlich das offene Meer erreicht hatten, sprang das Land weit nach Westen hinaus in die See.

„Da haben wir's. Wir hätten gleich in gerader Richtung gehen sollen“, sagte Hoffmann ärgerlich.

Auch die drei anderen schwiegen. Nun mußten sie doch den schweren Weg antreten, den sie vermeiden wollten.

Sie gingen noch einige hundert Meter am Strand, zwischen Meer und Urwald entlang, bis sie einen Wildpfad erkannten, der genau nach Norden führte.

„Nichts wie rein“, sagte Hoffmann.

Sie waren noch keinen Kilometer verhältnismäßig gut vorangekommen, als die Luft immer schlechter und drückender wurde. Die frische Meeresluft wechselte mit einem Modergeruch aus faulendem Holz und dampfenden Tümpeln, der keinen natürlichen Abzug hatte, da die Baumkronen zusammengewachsen waren und kaum einen Sonnenstrahl durchließen, geschweige denn für die Zufuhr von frischer Luft sorgte.

In diesem Dämmerlicht und schwüler Urwalduft gingen die vier Deutschen Schritt um Schritt vorwärts.

Ihre Kleider waren schon nach der ersten Stunde total durchgeschwitzt.

Am späten Nachmittag hörte der relativ bequeme Pfad plötzlich auf und endete am Ufer eines kleinen Flusses, in dem es von Krokodilen nur so wimmelte.

„Bleibt uns denn überhaupt nichts erspart?“ fragte Fleck erbittert.

„Immerhin sind wir gute fünfundzwanzig Kilometer vorangekommen und dürften damit die Hälfte des Weges zurückgelegt haben.“

„Und wie sollen wir über das Wasser kommen? Ich schätze, daß diese Biester etwas dagegen haben werden.“

„Wagner“, sagte Hoffmann, „Sie gehen jetzt mal in diese Richtung am Ufer entlang und sehen zu, ob es vielleicht eine Furt oder Brücke oder etwas Ähnliches gibt. Bräun, Sie nehmen vielleicht die andere Seite. Ich will mit Fleck inzwischen überlegen, ob wir hier über den Fluß kommen. Aber bitte nicht länger als eine halbe Stunde ausbleiben!“

„Wir könnten vielleicht einige der Biester erschießen. Dann fressen die Lebenden ihre Toten auf und wären gesättigt“, sagte Fleck, als Wagner und Braun fortgegangen waren.

„Sie haben wohl in Ihrer Jugend eine Menge Abenteuerbücher gelesen? Immerhin, es wäre eine Lösung. Ob wir allerdings mit unseren Pistolen gegen die Panzer der Tiere etwas ausrichten können, will ich bezweifeln.“

„Man muß ins Auge schießen!“

Der Fluß war etwa zehn Meter breit und an beiden Ufern mit dichtem Urwald bewachsen.

„Mir schwebt eine Art Hängebrücke vor. Aber wie auf die andere Seite kommen?“

Nach einer halben Stunde kamen Wagner und Braun wieder zurück.

Braun schüttelte nur den Kopf.

Wagner sagte:

„So an die hundert Meter von hier scheint das Wasser sehr seicht zu sein. Krokodile habe ich dort nicht gesehen.“

„Die Biester können schnell schwimmen, habe ich mir sagen lassen“, meinte Braun.

„Wir müssen es darauf ankommen lassen. Gehen wir mal dahin.“

Die Stelle, die Wagner gefunden hatte, war vielleicht doppelt so breit wie die „Krokodil-Stelle“, aber sie schien wirklich nicht tief zu sein, und von den häßlichen Reptilien war keine Spur zu sehen.

„Wer versucht es zuerst?“ fragte Braun.

„Ich!“ sagte Hoffmann entschlossen. Er wußte, daß es jetzt nicht erst lange zu Überlegungen kommen durfte.

„Wir gehen in Abständen von zehn Metern“, setzte er sofort hinzu. „Zuerst ich, dann Wagner, dann Braun und zum Schluß Fleck. Jeder hält seine Pistole in der Hand. Sollte eines der Biester auftauchen und angreifen, dann gut zielen! Nicht nervös werden! Und nur in die Augen schießen! Toi, toi, toi!“

Kapitänleutnant Hoffmann wartete nicht lange, sondern stieg in das seichte Wasser und watete zum anderen Ufer. Er drehte sich auch nicht um. Er durfte sicher sein, daß ihm seine Leute folgten.

Nichts geschah!

Ohne jeden Zwischenfall erreichten sie das andere Ufer.

„Die Stelle müssen wir uns merken“, sagte Fleck, drehte sich aber nicht mehr um.

Der Urwald wurde plötzlich lichter, und auf einmal standen sie vor hohen Dornenhecken, die von Menschenhand angelegt waren. Dahinter befanden sich Gärten mit Gemüse.

„Endlich wieder in der Zivilisation!“ rief Fleck aus.

Kurz darauf stießen sie auf eine leidlich gute Straße, die offensichtlich nach Luanda führte.

„Irgendwo muß doch ein Dorf sein“, sagte Wagner.

„Nicht unbedingt. Die Gärten könnten auch zu einer Farm gehören.“

Kurz vor dem Dunkelwerden hörten sie das Läuten einer Glocke.

„Da schau her“, sagte Hoffmann und blieb stehen.

„Wird eine Mission sein“, antwortete Wagner. „Mit denen wollen wir lieber nichts zu tun haben. Man weiß nie, für wen sie gerade Sympathie empfinden. Wenn es diesmal die Engländer sind, könnte uns das schlecht bekommen.“

„Ich teile zwar nicht ganz Ihre Ansichten, Herr Wagner“, sagte Hoffmann etwas anzüglich, „aber in diesem Falle mögen Sie vielleicht recht haben. Umgehen wir also die Mission und wandern weiter, so lange es geht.“

Es war schon dunkel, aber die Männer marschierten.

„Wir können natürlich hier irgendwo übernachten“, sagte Hoffmann.

„Nee, Kaleu, wir müssen ja bald nach Luanda kommen. Ich möchte diese Nacht mal in einem richtigen Bett schlafen.“

„Ob das so einfach gehen wird?“ zweifelte Hoffmann.

„So einfach geht das natürlich nicht“, antwortete Wagner. „In Portugal und erst recht in den Kolonien gibt es natürlich ein Fremdenmeldegesetz. Wir müssen im Paß den Eingangsstempel vorweisen können. Da dies nicht möglich ist, sind wir illegal eingewandert und haben uns strafbar gemacht. Aber ich kenne auf dem Generalkonsulat in Luanda schon jemanden, der Rat wissen wird. Nur ob wir zu nachtschlafender Zeit etwas erreichen, ist die zweite Frage. Und auf dem Konsulat möchte ich nicht übernachten, weil dies mit Sicherheit von englischen Agenten bewacht wird.“

„Wie wollen Sie dann an Ihren Freund herankommen?“

„Da gibt es eine ganze Reihe von Möglichkeiten“, antwortete Wagner, sprach sich aber nicht weiter darüber aus.

Gegen zwei Uhr morgens erreichten sie die südlichen Vororte von Luanda.

„Eine saudumme Zeit“, sagte Wagner.

Trotzdem gingen sie bis zum Vasco de Gama-Platz, auf dem der kleine Bahnhof stand, von dem aus die beiden Bahnlinien nach Uije und Malange führten.

„Hier sind wir genauso naß“, sagte Braun. „Wir haben keine Escudos.“

Aber Wagner war mit allen Wassern gewaschen und kannte sich aus.

„Setzt euch mal hierher und wartet.“

Gleich darauf war er verschwunden.

Wie auf allen Bahnhöfen der Welt, gab es auch hier einen schwarzen Markt. Wagner verkaufte seinen Füllhalter und erhielt dafür das nötige Kleingeld, um wenigstens telefonieren zu können.

Bald darauf kam er freudestrahlend wieder zurück.

„Los, wir werden abgeholt!“ Mehr sagte er nicht.

Es verging keine halbe Stunde, da hielt ein Wagen, in den die Deutschen einstiegen. Merkwürdigerweise wurde mit dem Fahrer kein Wort gewechselt. Er fuhr sie aus der Stadt heraus und hielt vor einem alleinstehenden, villenartigen Haus.

Es handelte sich um eine Privatpension, die für den Empfang der neuen Gäste schon vorbereitet war. Jeder erhielt ein Zimmer mit Bad, einen kleinen Imbiß, dann trat wieder Ruhe ein.

Am späten Vormittag des neuen Tages erschien der deutsche Militärrattaché in Zivil und hatte mit Hoffmann und Fleck wegen der Bestellungen eingehende Besprechungen.

Wagner und Braun gingen ihre eigenen Wege. Was sie eigentlich in Luanda alles unternahmen, blieb den Seeoffizieren unbekannt.

„Es wird im Interesse der Sache liegen, daß Sie sich nicht zu lange in Luanda aufhalten“, sagte der Attaché zum Schluß der Besprechung, „Hier wimmelt es von Agenten. Der Kongo ist nicht weit, von dem die Alliierten einen Großteil ihrer Rohstoffe für die Rüstung beziehen. Sie können sich denken, wie eifersüchtig sie auf die Sicherheit bedacht sind.“

„Wir haben auch gar nicht die Absicht, länger als unbedingt notwendig hier zu bleiben. Unser Platz ist beim U-Boot und bei unseren Männern.“

„Sehr vernünftig. Was Sie noch brauchen, geben Sie mir bitte auf. Ich will alles tun, um Ihren Aufenthalt im Dschungel zu erleichtern.“

„Ich wüßte eigentlich nicht, was wir noch benötigen. Die Verpflegung reicht, und etwas Frischfleisch werden wir uns vielleicht schießen können.“

„Sagen Sie das nicht, Kaleu! Sie brauchen Chinin oder Atebrin! Sie brauchen auch Moskitonetze und andere Dinge, die für einen Aufenthalt im Urwald unentbehrlich sind. Ich werde mal alles zusammenstellen und schnellstens liefern.“

„Gut, sobald Sie die Dinge beisammen haben, rücken wir wieder ab. Wie erfahren wir aber, wann die Ersatzteile eingetroffen sind?“

„In vierzehn Tagen werden Sie sowieso neue Lebensmittel benötigen. Sie kommen dann mit ein paar Leuten nach Luanda. Bis dahin hoffe ich auch zu wissen, wann die Sendung eintrifft. Außerdem glaube ich, daß die Herren Wagner und Braun sich einige Zeit hier aufhalten werden. Für sie ist das ungefährlicher, weil sie sich zu tarnen verstehen.“

Zwei Tage ruhten sich die Deutschen aus und verließen nicht die Pension. Der Attaché hatte das so gewollt.

Am Abend des zweiten Tages fuhr ein Lieferauto vor, das Hoffmann und Fleck aufnahm und bis knapp an den Fluß brachte. Dort wurden die Kisten und Ballen ausgeladen und, soweit sie von Hoffmann und Fleck nicht getragen werden konnten, gut versteckt.

Der schwarze Fahrer kehrte, ohne ein Wort zu sagen, sofort wieder um.

„Wir gehen gleich über den Fluß.“

„Und die Krokodile?“ fragte Fleck.

„Sie greifen in der Nacht nicht an. Außerdem meiden sie die Furt. Das hat Wagner zuverlässig erfahren können.“

„Die beiden Herren haben sich ganz schön gedrückt. Jetzt können wir den ganzen Kram abschleppen.“

Das Leben auf und um U-X hatte sich gut eingespielt.

Leutnant Osthoff sorgte dafür, daß einerseits die Mannschaft nicht einrostete, sie andererseits aber auch nicht zu sehr beansprucht wurde.

Der Ausbau der beschädigten Antriebswelle und der anderen Teile sollte erst nach Rückkehr Flecks vorgenommen werden.

So hatte Osthoff nicht viel Möglichkeiten, die Mannschaft zu beschäftigen. Mit dem Boot konnte nicht viel unternommen werden; man war froh, daß es gut unter den Mangroven untergekommen war. Zum Exerzieren blieb kein Platz mehr frei; sollte mit den bewährten Leuten auch gar nicht durchgeführt werden. Lediglich die Waffen und die Kleider wurden regelmäßig gereinigt und kleine Appelle abgehalten.

Die große Zeit für Schmutz Schweiger war gekommen. Er konnte in gewisser Beziehung aus dem Vollen schöpfen. So servierte er fast jeden Tag den so kostbaren Palmsalat oder verstand es ausgezeichnet, wilde Bananen zu backen und andere Delikatessen zuzubereiten.

Abwechselnd ging ein Kommando auf die Jagd. Die Beute war allerdings denkbar gering, und was da als Wildbret eingebracht wurde, taugte nicht für den menschlichen Genuß,

Hingegen gelang es schon am zweiten Tage, ein junges Ferkel aus einer Wildschweinherde zu isolieren und dann zu erlegen, das ausgezeichnet schmeckte.

Am dritten Tage geschahen zwei Ereignisse fast zu gleicher Zeit.

In der Mittagszeit hörte die Besatzung von U-X plötzlich einen Pistolenschuß.

Leutnant Osthoff war sofort auf den Beinen und gab auf die gleiche Weise Antwort. Dann befahl er:

„Drei Mann gehen sofort in die Richtung. Das wird der Kaleu sein. Ihr kennt ja jetzt schon die Gegend.“

Während die drei Matrosen aufbrachen, ihrem Kaleu den Weg zum U-Boot zu zeigen, kam Obermaat Strunz hastig angelaufen. Er hatte am Fluß gefischt und Hilferufe vernommen.

Sofort wurden fünf Mann unter der Führung von Strunz ausgeschickt, der Sache nachzugehen.

Eine halbe Stunde darauf kämpften sich Kapitänleutnant Hoffmann, Fleck und die ausgeschickten drei Matrosen mit dem Schlauchboot durch die starke Strömung auf die Mangrove zu, unter der das U-Boot versteckt lag.

Osthoff reichte dem alten Freund die Hand. „Gott sei Dank! Das ist hier ein Teufelsland.“

„Das kann man wohl sagen“, antwortete Hoffmann und dachte an seinen ersten Urwaldmarsch.

Plötzlich kam Obermaat Strunz angekeucht.

„He“, rief er völlig unmilitärisch schon von weitem, und es war nicht daraus zu entnehmen, ob er sich über das Erscheinen Hoffmanns über die Maßen freute oder eine wichtige Meldung zu machen hatte.

„Hat er den Tropenkoller?“ fragte Hoffmann Osthoff.

„Nein, da ist noch was anderes, von dem ich dir erst noch erzählen muß. Durchaus möglich, daß Strunz' Aufregung mit der Sache zusammenhängt.“

„Etwas Schlimmes?“

„Vielleicht wird alles noch gut.“

Obermaat Strunz war nun herangekommen und nahm Haltung ein.

„Herr Kaleu, Möhlenkamp hängt völlig erschöpft in den Ästen einer kleinen Insel, die sich an einer Sandbank festgefahren hat. Wir brauchen das Schlauchboot, um an ihn heranzukommen.“

„Was ist denn mit Möhlenkamp los?“ wollte Hoffmann wissen.

„Gib Strunz erst mal das Schlauchboot. Ich erzähle dann alles.“

„Also gut, Strunz. Ab mit dem Schlauchboot.“

„Danke, Herr Kaleu!“

„Bringen Sie mir Möhlenkamp gesund wieder zurück!“

„Was ist denn passiert?“ wollte Hoffmann dann wissen.

Nun machte Osthoff zunächst eine militärische Meldung über den Vorfall und erzählte anschließend den genauen Vorgang.

Hoffmann war tief betroffen, und es schien, als ob er Osthoff Vorwürfe machen wolle. Dieser fühlte das und antwortete sofort:

„Magnus, wir haben bloß ein Schlauchboot. Mit dem warst du unterwegs. Hätte ich das U-Boot einsetzen sollen und damit Boot und Männer gefährden?“

Kapitänleutnant Hoffmann gab keine Antwort. Aber von jenem Augenblick an wurde die Freundschaft zwischen den beiden Kameraden etwas frostiger.

Und dann wurde der total erschöpfte Möhlenkamp angebracht. Alle Fürsorge und Kameradschaft, die die Mannschaft aufbringen konnte, wurde dem jungen Maat zuteil, der sich dann auch bald erholte.

Nichts Außergewöhnliches sollte sich zunächst ereignen.

Wagner und Braun blieben in Luanda und gingen unbekannten Geschäften nach.

Magnus Hoffmann war nach Ablauf von 14 Tagen mit einer Mannschaft von zehn Leuten insgeheim in Luanda und faßte dort Proviant.

Von dem Militärrattache konnte er erfahren, daß die Ersatzteile in Tag- und Nachtarbeit in Deutschland hergestellt wurden und nun auf dem Wege nach Luanda wären. Sie würden in etwa fünf Tagen eintreffen.

So lange hatte Fleck mit dem Ausbau der beschädigten Teile gewartet. Er wollte das Boot für alle Fälle fahrbereit haben, selbst unter beschränkten Bedingungen.

Indessen, es lief nicht alles so glatt, wofür diesmal die Herren Wagner und Braun, wenn auch ohne Absicht, einen Teil Schuld hatten.

Um ihre unfreiwillige Wartezeit auszufüllen, stellten sie sich den ohnehin sehr schwachen deutschen Abwehrkräften in Angola zur Verfügung und versuchten, die Produktion der „Union Minier“ von Katanga in Erfahrung zu bringen.

Obgleich sie mit Geld sehr reichlich versehen waren und auch gute Ansatzpunkte fanden, blieb ihre Aktivität auf die Dauer dem britischen Geheimdienst nicht verborgen.

Die beiden hatten schließlich alle Mühe, sich ihrer eigenen Haut zu wehren und mußten den größten Teil ihrer Zeit dazu aufwenden, immer neue Tricks zu finden, ihren Verfolgern zu entkommen oder sie zu täuschen. Da sich aber der amerikanische Geheimdienst nun ebenfalls mit einschaltete, konnte es nur eine Frage der Zeit sein, bis die Deutschen zur Strecke gebracht waren.

Zu allem Überfluß hatte noch „Dr. Smith“ aus Puerto de la Cruz per Zufall vom Auftauchen der beiden in Luanda Kenntnis erhalten und bat seine Vorgesetzte Dienststelle in Gibraltar, die auf Teneriffa erlittene Scharte auswetzen zu dürfen.

Dr. Smith kam nicht allein per Flugzeug in Luanda an, sondern gleich mit einem ganzen Stab von hochqualifizierten Mitarbeitern.

Sie hatten bald herausbekommen, daß Wagner und Braun mit keinem normalen Verkehrsmittel in Angola eingetroffen sein konnten, also über eine geheime Einreisemöglichkeit verfügen mußten.

Eisenbahn von Norden gab es nicht. Flugzeuglinien fielen aus, da diese genauestem überprüft wurden. Ebenso war es mit den offiziellen Schiffahrtlinien, die noch Luanda anliefen.

Die Briten konnten sich ausrechnen, daß nur noch ein U-Boot in Frage kommen konnte.

Nun hatten sie allerdings keinerlei Ahnung von den wirklichen Vorgängen, und Wagner und Braun unternahmen alles, um einen Verdacht von U-X abzulenken, was ihnen auch bis zu einem gewissen Grade gelang.

Als aber die „Pareira“, ein portugiesischer Frachter aus Lissabon, in Luanda einlief und das Ausladen der Ersatzteile nicht ganz geheim bleiben konnte, schöpften die alliierten Geheimdienste den ersten Verdacht.

Es war nicht möglich, die Ersatzteile sofort abzutransportieren. Erst in der Nacht unternahmen Wagner und Braun mit Hilfe einheimischer Kräfte einen Gewaltstreich, schalteten die feindlichen Agenten, die das Lager bewachten, vorübergehend aus und fuhren mit den Ersatzteilen in höchster Eile zu dem Fluß, wo Fleck mit fast allen Männern wartete und die Teile in Empfang nahm.

Dies wiederum war für die feindlichen Geheimdienste der Beweis dafür, daß sich irgendwo in der Nähe ein deutsches U-Boot befinden mußte, das in technische Not geraten war.

Nun wurden die feindlichen Gruppen aktiv.

Privatflugzeuge flogen an der Küste entlang und suchten, Kriegsschiffe wurden angefordert, die Sich außerhalb der Drei-Meilen-Zone auf die Lauer legten.

Das alles interessierte Leutnant Fleck

vorläufig nicht. Er baute mit aller Ruhe die neuen Ersatzteile ein.

Wagner und Braun wurden so sehr in die Enge getrieben, daß ihnen nichts anderes mehr übrigblieb, als sich zu U-X abzusetzen, das sie einen Tag vor Auslaufen erreichten.

Und dann folgte die große Beratung, an der auch der deutsche Militärattaché teilnahm, der unter abenteuerlichen Umständen den Ankerplatz von U-X erreichte und die neuesten Meldungen überbrachte.

„Folgende Lage“, sagte er zu Beginn der Besprechung, die im Schatten eines ausladenden Affenbrotdamms stattfand. „Ein leichter Kreuzer, zwei Torpedoboote und zwei U-Bootsjäger patrouillierten vor der Küste zwischen Luanda und der Mündung des Kuanza. Natürlich konzentrieren sie ihre Beobachtungen auf das Mündungsgebiet des Kuanza, denn sie werden sich mit Recht gesagt haben, daß dies die einzige Möglichkeit ist, ein U-Boot längere Zeit zu verstecken.“

„Das ist kritisch“, meinte Scheithauer „In der Nacht aus dem Delta auszulaufen, birgt eine Menge Gefahren in sich. Wir könnten auf eine Sandbank auflaufen und säßen dann fest. Und am Tage würden sie uns rasch ausgemacht haben.“

„Unter Wasser können wir unmöglich aus dem Delta hinaus“, ergänzte Fleck.

„Das ist mir alles klar“, sagte der Attaché. „Und ich habe auch diese Schwierigkeiten bedacht. Mir ist es gelungen¹ eine Karte vom Mündungsgebiet des Kuanza zu erhalten. Diese wird es Ihnen ermöglichen, in der Nacht auszulaufen und die offene See zu erreichen. Dann müssen Sie allerdings schnellstens tauchen. Alles muß darauf hinauslaufen, daß Sie überhaupt nicht gesehen werden.“

„Besten Dank“, sagte Kapitänleutnant Hoffmann, der solange still geblieben war und sich die verschiedenen Meinungen anhörte. „Ich denke, daß wir unter diesen Umständen die offene See erreichen.“

*

Am 22. August 1942 lief U-X aus dem Mündungsgebiet des Kuanza aus.

Es war eine pechschwarze Nacht.

Langsam und mit gedrosselten Motoren fuhr das U-Boot in den Hauptarm des Flusses ein und ließ sich zunächst von der Strömung treiben. Vorerst bestand wenig Gefahr, abgesehen von dem Gestüpp, das der Fluß mitführte, und dem ausgewichen werden mußte.

Die eigentliche Gefahr begann erst, sobald sie den Fluß hinter sich hatten und das Meer erreichten. Dort waren zahlreiche Sandbänke angeschwemmt und bildeten für die Schiffahrt eine tödliche Gefahr.

Aber dank der ausgezeichneten Karte fanden sie sehr rasch die sichere Fahrtrinne und erreichten noch vor Mitternacht die offene See.

„Jetzt kommt es darauf an“, sagte Leutnant Fleck, der mit Kapitänleutnant Hoffmann und Leutnant Osthoff auf dem Kommandoturm stand.

„Worauf?“ wollte Osthoff wissen.

„Ob die neuen Ersatzteile auch richtig arbeiten. Das wird sich erst zeigen, wenn wir tauchen und unter Wasser fahren. Leider konnten wir ja keine Probefahrt machen.“

„Haben Sie Befürchtungen?“ fragte Hoffmann.

„Die habe ich nicht. Aber wissen Sie, Herr Kaleu, das ist wie mit einem neuen Auto. Man muß es erst langsam einfahren. Die alten Metallteile des Bootes müssen sich erst mit den neuen sozusagen verheiraten. Erst dann ist ein kontinuierlicher Betrieb gewährleistet.“

„Also versuchen wir es. — Fertigmachen zum Tauchen! Maschinen halbe Kraft voraus!“

Es ging alles gut.

Das Boot kam rasch und gut nach unten, und die Motoren liefen bestens.

Ruhig und gleichmäßig liefen die Motoren. Die Männer, sc interessant und erholsam sie den Aufenthalt im Urwald fanden, waren doch froh, endlich wieder ihr Boot unter den Füßen zu haben.

In dieser Nacht schlief niemand. Jeder war darauf gespannt, ob sie den Gegner abschütteln konnten.

„Wir müssen sie längst hinter uns gelassen haben“, sagte Hoffmann so gegen fünf Uhr morgens.

„Ich denke auch, daß wir wieder auftauchen können.“

Oben war es bereits dämmerig.

Im Osten schickte sich die Sonne an, über den Horizont zu kommen.

Tief atmeten die Männer die würzige Seeluft ein.

„Wenn ich an den Urwald denke“, sagte Osthoff.

„Vor allem an unseren Marsch auf dem Wildpfad zu dem Krokodilsfluß“, ergänzte Fleck.

„Hoffentlich passiert uns jetzt nichts mehr. Leutnant Osthoff“, wurde der Kommandant dienstlich, „Sie übernehmen das Boot. Ich lege mich bis Mittag hin. Dann löse ich Sie ab.“

Nun verließ die weitere Fahrt ohne größere Zwischenfälle.

U-X fuhr an der Westküste Afrikas entlang um das Kap der Guten Hoffnung, das an jenem Tage unvorstellbar ruhig und windstill war, und nahm dann Kurs nach Osten, in den Indischen Ozean hinein.

Die Mannschaft hatte immer noch keine Ahnung, wohin die Fahrt eigentlich ging. Aber nun tauchten die wildesten Gerüchte auf.

„Wir sollen einen Aufstand in Indien vorbereiten“.

„Wir sollen Japan unterstützen“.

Diese und ähnliche Parolen gingen im Boot rundum, aber keine traf den Kern des Unternehmens.

Als U-X den 90. Längengrad in östlicher Richtung überfahren hatte, versammelte Kapitänleutnant Hoffmann alle Offiziere und die Herren Wagner und Braun um sich.

„Meine Herren, wir nähern uns dem Ziel unserer Fahrt. Wir laufen jetzt entlang des fünften Breitengrades Süd bis etwa auf die Höhe von Süd-Pagai.“

„Das liegt ja vor Sumatra!“ sagte Osthoff überrascht.

„Richtig. Dort ist vorgesehen, mit einem japanischen Kriegsschiff in Verbindung zu treten, unter dessen Schutz wir durch die Sunda-Straße fahren und dann Batavia auf Java anlaufen. Dort ist unsere Reise zu Ende. Was weiter mit uns geschehen soll, weiß ich selbst nicht.“

Kapitän Shishimu auf dem japanischen Kreuzer „Kiso“ hatte bereits alle Hoffnungen aufgegeben.

„Da liegen wir nun schon einige Wochen und warten auf ein deutsches U-Boot, das vielleicht nie hier eintreffen wird. Und das Schiff wird an den Fronten dringend gebraucht.“

„Es ist eine weite Reise, Kapitän“, sagte Yama, der Erste Offizier.

„Dann hätte sich ein kleineres Boot hierher legen können. Warum gleich ein Kreuzer?“

„Die Admiralität wird ihre Gründe haben, Kapitän.“

Dieses kurze Gespräch fand auf der Komandobrücke der „Kiso“ statt.

Man schrieb den 3. September 1942.

Plötzlich kam ein Funker auf die Brücke und überreichte Shishimu mit einer Verbeugung einen Funkspruch. Shishimu las vor:

„Befinden uns Planquadrat 4045. Bitten um weitere Anweisungen. — U-X.“

„Ist das das erwartete Boot der Deutschen?“ fragte Yama gespannt.

„Ja, das ist es. Ich bin sehr froh darüber.“

„Wie wurde der Spruch denn durchgegeben?“

„Im Klartext in englischer Sprache. So war es vereinbart. Jetzt kann dem U-Boot nichts mehr geschehen. Westlich der Sunda-Inseln gibt es keine Feind, mehr.“

„Erhält das deutsche U-Boot eine Antwort?“

„Richtig. Funken Sie: Erwarten Sie

Südkap von Engano ab morgen früh*. Der Spruch wird im Klartext in englischer Sprache durchgegeben. Dann lassen Sie Fahrt aufnehmen. Kurs Südsüdost auf die Insel Enggano.“

Am 4. September 1942 traf das deutsche U-X mit dem japanischen Kreuzer „Kiso“ am Südkap der Insel Enggano zusammen.

Die Japaner ließen es sich nicht nehmen, einen großen Empfang vorzubereiten. Die Flaggen waren getoppt, die japanische Mannschaft war in Paradeaufstellung angetreten, und eine Kapelle intonierte das Deutschlandlied.

Auch Kapitänleutnant Hoffmann hatte das U-Boot äußerlich auf Hochglanz gebracht und, soweit die Männer im Boot abkömmlich waren, zur Flaggenparade antreten lassen.

Einige freundliche Signale wurden ausgetauscht, dann fuhr das deutsche U-Boot im Kielwasser der „Kiso“ mit den letzten Ölreserven durch die Sunda-Straße.

„Eigentlich ein feines Gefühl, wenn man sich nicht mehr zu verstecken braucht“, sagte Osthoff.

Auch Hoffmann war erleichtert. Es gab leider viel zu viele Zwischenfälle auf ihrer Fahrt, und er war froh, diesen heiklen Auftrag endlich ausgeführt zu haben.

„Nach Adam Riese kann uns jetzt nichts mehr passieren. In der Nacht werden wir in Batavia einlaufen. Ein Hauptmann Klinisch vom militärischen Verbindungsstab der Botschaft in Japan wird uns empfangen und alles Weitere veranlassen.“

„Und die beiden Spione?“ fragte Fleck.

„Reden Sie doch nicht immer von Spionen, Fleck! Nicht einmal ich weiß, was sie eigentlich sind und wollen. Ich hatte zu Beginn unserer Reise ausdrücklich gesagt, daß diese Herren für uns tabu sind. Dies sollte auch bis zum Schluß der Reise gelten.“

„War nicht so gemeint**, brummte Fleck.

In der Abenddämmerung fuhren sie bei herrlichem Tropenwetter und warmen Lüften an der Insel Krakatau vorbei.

„Weiß jemand, was die Wolken über Krakatau bedeuten?“ fragte Hoffmann.

„Vulkan“, antwortete Osthoff.

„Schalte mal an alle durch.“

Osthoff ließ den Sprechfunk durchschalten.

„Hier spricht der Kommandant. Wir laufen soeben durch die Sunda-Straße und an der Insel Krakatau vorbei. Im Jahre 1883 erfolgte ein Vulkanausbruch, der die halbe Insel wegsprengte. Die dadurch entstandene Flutwelle ging um die ganze Erdkugel und zerstörte noch in den USA Hafenanlagen. Abwechselnd kann jeder einmal einen kurzen Blick auf den Vulkan werfen. Ende.“

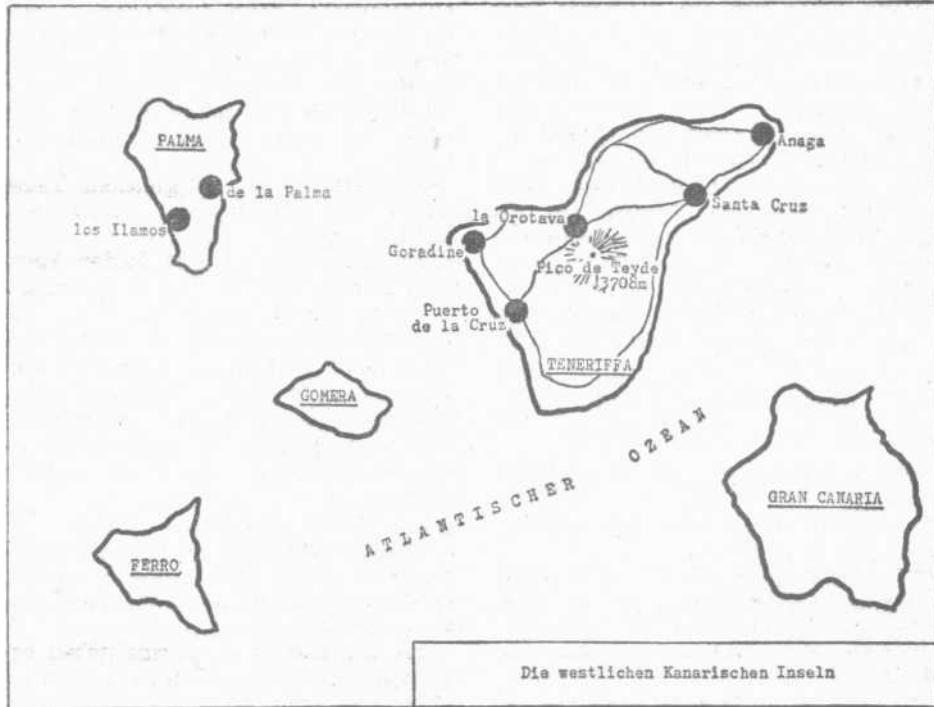
östlich der Sunda-Straße, als bereits die Nacht hereingebrochen war, gab der japanische Kreuzer Lichtzeichen, die besagten, daß das U-Boot dicht aufgeschlossen bleiben und sich den Kursänderungen der „Kiso“ genau anzupassen habe.

„Warum denn das? Gibt es hier Minenfelder?“ fragte Osthoff.

„Einige hundert kleine Inseln mit gefährlichen Korallenriffen. Die können manchmal ebenso unangenehm sein wie ein ganzes Minenfeld.“

„Weiß ich. Also dicht aufrücken. Ich gebe gleich die Befehle.“

In dieser Nacht schließen keiner der Männer. Auch nicht jene, die den ganzen Tag über Dienst zu versehen hatten. Jeder wollte mit dabeisein, wenn sie in Batavia einliefen.



Als es dann endlich soweit war und ein japanischer Lotse an Bord kam, waren sie alle maßlos enttäuscht.

Im Unterbewußtsein hatte sich in den Gedanken der Seeleute festgesetzt, daß sie in eine vom Lichterglanz erstrahlte Hafenstadt einfuhren. Statt dessen war auch diese Stadt verdunkelt, und außer einigen japanischen Schiffen war der Hafen leer.

„Richtig“, sagte Osthoff. „Die haben ja auch Krieg. Man glaubt immer, wenn man in die Welt hinausfährt, daß es dort anders sein müßte.“

Vorsichtig wurde U-X in das innere Hafenbecken gelotst und an einer Kaimauer angelegt.

Zahlreiche Personen hatten sich trotz der ungewöhnlichen Nachtzeit eingefunden, um die tapfere Besatzung von U-X zu begrüßen. Darunter befand sich ein japanischer General mit seiner Begleitung, Kapitän Shishimura und Hauptmann Klimsch mit einigen deutschen Persönlichkeiten. Auch der Berichterstatter des „Völkischen Beobachters“ für Ostasien war darunter, der es sich nicht nehmen ließ, einige Blitzlichtaufnahmen von der Mannschaft zu machen.

Der japanische General, der sich als Kommandant von Batavia vorstellte, hielt eine kurze Ansprache, die Hauptmann Klimsch übersetzte. Dann verabschiedete er sich mit einigen Verbeugungen und verließ mit seiner Begleitung den Hafen.

„Herzlich willkommen“, sagte dann Klimsch, als die Deutschen endlich unter sich waren. „Ich habe gestern erst aus Berlin die Nachricht von Ihrem Pech und Ihrem verspäteten Eintreffen erhalten. Niemand rechnete mehr damit, daß Sie es schaffen würden.“

„Es war eine harte Nuß. Eine Menge Schwierigkeiten, denen wir nicht ausweichen konnten“, antwortete Hoffmann.

„Wir können uns morgen über alles unterhalten. Jetzt haben Sie erst einmal Anspruch auf ein gutes Quartier. Es genügt, wenn Sie zwei Mann auf dem Boot zurücklassen. Die Japaner übernehmen die Bewachung. Und da kommt keine Maus mehr durch. Für Sie und die Mannschaft warten bereit die Wagen. Nehmen Sie sich nur das Notwendigste an persönlichen Dingen mit.“

Das ließen sich die U-Boot-Männer nicht zweimal sagen.

Eine halbe Stunde später stand die Mannschaft — mit Ausnahme der beiden Posten, die später abgelöst werden sollten — mit ihren Seesäcken am Kai und stiegen in die wartenden Autos um.

Am südlichen Rand von Batavia, in dem feudalen Vorort Pelangon, in dem noch vor knapp einem Jahr die reichen Holländer ihr märchenhaftes Leben führten, wurde die deutsche Mannschaft auf mehrere Villen aufgeteilt und untergebracht.

„Kinder, hier läßt sich's leben“, sagte Osthoff, als er in den prachtvollen und geräumigen Bungalow einzog, den er mit Hoffmann, Fleck und Scheithauer teilte.

Javanische Diener standen bereit, die den Deutschen Bäder richteten und jeden Wunsch von den Augen ablasen.

Nach einem reichlichen Frühstück wurden die Fensterläden geschlossen, und die Offiziere und Matrosen von U-X durften ihren verdienten Schlaf nachholen.

Am Nachmittag des gleichen Tages wurden die Offiziere von Hauptmann Klimsch abgeholt.

„Ich kann Ihnen jetzt leider keine Ruhe lassen. Die Japaner drängen auf die Übergabe des Materials. Wenn das vorüber ist, können Sie sich ausruhen.“

Im Hafen angelangt, übergab Kapitänleutnant Hoffmann zunächst einer Kommission japanischer Offiziere die Konstruktionspläne der Werfer, die sofort per Flugzeug nach Japan gebracht wurden.

Japanische Soldaten schafften die Edelmetalle aus dem U-Boot und brachten sie sofort auf den Kreuzer „Kiso“, der damit noch am gleichen Tage nach Japan auslief.

Erst als alle diese Formalitäten erledigt waren, nahm Hauptmann Klimsch Hoffmann unter den Arm, und beide fingen, von Fleck, Osthoff und Scheithauer begleitet, in ein Lokal.

„Früher, da herrschte hier ein Leben! Aber heute ist natürlich alles auf den Krieg ausgerichtet.“

„In Hamburg ist das nicht anders“, sagte Hoffmann.

„Sie müssen mir später sowieso von Deutschland erzählen. Ich bin schon gut fünf Jahre von zu Hause weg.“

„So lange sind Sie schon auf dieser Insel?“

„Mit Abstrichen“, antwortete Klimsch. „Zuerst war ich Militärattaché hier in Batavia. Als der Westfeldzug ausbrach und Holland besetzt wurde, mußten wir die Gesandtschaft räumen und übersiedelten nach Tokio. Als dann die Japaner im Frühjahr die Insel eroberten, kehrte ein Teil des Gesandtschaftspersonals wieder zurück. Aber wir bleiben an Tokio angeschlossen. Wir sind nur eine Art Konsulat. Viel zu tun gibt es ja auch nicht. Die wenigen Deutschen, die sich nach der japanischen Besetzung noch auf der Insel befanden, werden von den Japanern gefördert.“

„Die Zusammenarbeit mit den Japanern ist also gut?“

„Durchaus. Sie sind Soldaten, und sie haben vor der deutschen Nation, die ihren Lebenskampf unter so harten Bedingungen zu führen hat, die größte Hochachtung.“

„Was soll denn jetzt mit uns geschehen, Herr Klimsch?“ fragte Hoffmann. „Haben Sie schon genaue Anweisungen?“

„Sie sollen, sich zunächst etwa vierzehn Tage erholen. Sie können entweder hier in Batavia bleiben oder in den Kurort Bogor im Innern der Insel reisen.“

„Sehr schmeichelhaft. Und dann?“

„Haben Sie Order, nach Singapur zu gehen.“

„Singapur? Was sollen wir denn dort?“

„Weiß ich auch nicht, Herr Hoffmann. Möglicherweise werde ich Sie sogar begleiten. Aber das steht noch nicht fest.“

„Singapur Ist ja nicht schlecht. Aber ich habe eigentlich nicht die Absicht, das Ende des Krieges in der Südsee zu verträumen.“

„Sie erhalten bestimmt wieder eine Aufgabe. Sie können ruhig schlafen, Herr Hoffmann. Übrigens hat Sie der General für einen japanischen Orden vorgeschlagen.“

„Ein paar Torpedos wären mir jetzt lieber.“

„Mein Gott, Herr Hoffmann, Sie sind doch eben erst ausgestiegen. Warten Sie ab.“

„Gefahren bin ich, aber kämpfen durfte ich nicht. Das ist nichts für einen U-Boots-Kommandanten.“

„Und jetzt trinken wir erst mal einen guten Palmwein, den es hier noch gibt, und dann erholen Sie sich zunächst.“

•
Die Erholung der Männer von U-X dauerte genau 14 Tage.

Sie blieben in Batavia. Sie wollten Betrieb um sich und suchten nicht die Einsamkeit eines verlassenen Kurortes in den Bergen.

Einsam und verlassen kamen sie sich auf ihrem Boot immer vor. Das brauchten sie nicht erst zu suchen.

Außerdem mußten die Männer jeden Tag das Meer sehen.

Es gehörte zu ihrem Leben.

Einen Tag vor Ablauf des Urlaubes erschien Hauptmann Klimsch in Hoffmanns Bungalow im Vorort Pelangon.

Der große und kräftig gebaute Berufsoffizier lächelte verschmitzt, als er sich auf der ausgedehnten Terrasse in einen Korbsessel warf.

„Na, Herr Hoffmann, wie bekam Ihnen die Ruhe?“

„Teils, teils. Natürlich tut so was gut. Aber wenn man bedenkt, wie inzwischen unsere Jungens an allen Fronten kämpfen, dann bekomme ich immer ein ungutes Gefühl.“

„Nun, morgen wird es wieder ernst. Sie sollen zunächst Öl tanken und haben zwei Tage Zeit, das Boot wieder fahrbereit zu machen.“

„Gott sei Dank! Steht immer noch Singapur auf dem Programm?“

„An sich, ja. Aber eine andere Sache bahnt sich an.“

„Ich höre“, sagte Kapitänleutnant Hoffmann gespannt.

„Die Admiralität der 2. kaiserlich-japanischen Flotte hat schon wenige Tage nach Ihrem Eintreffen den Wunsch an den Herrn Botschafter herangetragen, die deutsche Seekriegsleitung zu bitten, Sie im Rahmen der japanischen Seekriegsführung in Ostasien einsetzen zu dürfen.“

„Das ist ja toll! Hat das OKM geantwortet? Und wenn, wie sieht die Antwort aus?“

„Eine konkrete Antwort ist noch nicht eingetroffen. Jedenfalls noch nicht in Batavia. Aber ich zweifle keinen Augenblick daran, daß man dem Wunsche der Japaner entgegenkommen wird.“

„Haben Sie schon irgendwelche Anhaltspunkte?“

„Die Botschaft in Tokio hat einen umfassenden Bericht über die Mannschaft und den Zustand des Bootes angefordert.“

„Den wollen wir gleich ausarbeiten, Herr Klimsch.“

„Nicht mehr nötig, Herr Hoffmann. Ist alles schon geschehen.“

„Wie bitte? Sie haben, ohne mich zu fragen...“

„Es sollte ein neutraler Bericht sein, Herr Hoffmann! Das bedeutete, daß ich neutrale Stellen um ein Gutachten angehen mußte.“

„Wie haben Sie denn das gemacht?“

„Ich habe drei japanische U-Boots-Kommandanten gebeten, U-X zu besichtigen und dann ein schriftliches Gutachten über die Einsatzfähigkeit des Bootes abzugeben.“

„O je!“ seufzte Kaleu Hoffmann, der von der Kriegstüchtigkeit des von den Franzosen gebauten U-Bootes auf Grund der gemachten Erfahrung selbst nicht ganz überzeugt war. „Und wie ist dieses Gutachten ausgefallen?“

„Hätte ich den Marine-Attaché damit

beauftragt, wäre das Urteil vernichtend ausgefallen. Die Herren waren sehr höflich, und so äußerten sie sich geradezu entzückt über U-X, und dementsprechend war ihr Bericht.“

„Diplomat“, lachte Hoffmann über das ganze Gesicht. „Und über die Mannschaft?“

„Hier habe ich gemixt. Der japanische General hat schon im eigenen Interesse eine gute Beurteilung über Sie und die Mannschaft abgegeben; die technischen und fachlichen Details habe ich ergänzt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Klimsch. Wäre eigentlich ein Grund, die Sache zu begießen.“

„Ich habe nichts dagegen.“

Dann wurde die Aussicht auf einen neuen Einsatz begossen.

„Aber was sollen wir dann in Singapur?“ fragte plötzlich Hoffmann.

„Sie sollten ja ursprünglich schon nach Singapur fahren. So lautete die Order. Aber soviel ich weiß, war dort nur vorgesehen, Sie wieder auf seetüchtig zu trimmen und dann zurückzuschicken.“ „Und jetzt?“

„In Singapur sitzt die Admiralität der 2. kaiserlich-japanischen Flotte.“

„Aha! Mensch, Klimsch, nun machen Sie die Sache nicht so geheimnisvoll. Liegen schon irgendwelche Anweisungen vor?“

„Noch keine offiziellen. Sie sollen lediglich in Singapur mit der Admiralität Verbindung aufnehmen. Ich bin sozusagen als Dolmetscher und Verbindungsman vorgesehen.“

„Also werden Sie mitfahren? Das freut mich. Wollen wir dann nicht auf Du und Du anstoßen?“

In jener Stunde besiegelten alle Offiziere ihre Freundschaft. Auch Fleck und Scheithauer wurden nicht ausgenommen. Offiziell und vor der Mannschaft mußte natürlich der dienstliche Ton gewahrt werden. Aber unter sich wurden sie mehr als nur Kameraden.

*

Am 16. September 1942 lief U-X aus Batavia aus und fuhr am 18. September in den Hafen von Singapur ein.

Schon am Tag nach ihrer Ankunft in Singapur wurden die deutschen Offiziere in das Hauptquartier der Admiralität gebeten, das im Gebäude der ehemaligen Admiralität der britischen Ostasienflotte untergebracht war.

Admiral Yoschimata, der Stabschef der 2. kaiserlich-japanischen Flotte, empfing die Deutschen mit allem Zeremoniell.

Völlig unkonventionell tranken anschließend die Herren auf dem Dach des mächtigen Gebäudes Yasmin-Tee. Niemand sprach zunächst von Krieg.

Admiral Yoschimata entpuppte sich als ein reizender Erzähler und Poet, der selbst Gedichte verfaßte. Dieses Bild paßte so ganz und gar nicht zu dem gefürchteten Namen des Admirals.

Er war etwa sechzig Jahre alt, stammte von altem Adel ab und hatte ein durchgeistigtes Gesicht.

Was die Sache vereinfachte und besonders liebenswürdig gestaltete, war die Tatsache, daß der General ein ausgezeichnetes Deutsch sprach und sich gewählt auszudrücken verstand.

Erst als die Herren fast eine Stunde geplaudert hatten, änderte Admiral Yoschimata seine gesamte Haltung. Die Stimme verlor die verträumte Weichheit und wurde hart und entschlossen.

Nun sprachen sie vom Krieg.

„Meine hohen Herren“, sagte der Admiral, „Japan steht auf dem Höhepunkt seiner Macht. Wir herrschen über 450 Millionen Menschen und über ein Gebiet, das in seiner Ausdehnung den Pazifik zu einem japanischen Binnenmeer macht. Aber wir dürfen nichts überschätzen. Dieses Riesenreich, das wir in wenigen Monaten erobert haben, besteht aus Tausenden von Inseln, die oft Tausende Kilometer voneinander entfernt liegen. Sie wirksam zu verteidigen, scheint unmöglich zu sein. Ich schätze die Lage richtig ein und gebe mich keinen Illusionen hin. Unser großer Gegenspieler McArthur hat mit amerikanischen und australischen Streitkräften die Initiative an sich gerissen. Am 7. August landete er auf der Insel Gua-dalcanar. Wir werden diese Insel zu einem Brennpunkt des pazifischen Kriegsschauplatzes machen und den Amerikanern schwere Verluste zufügen.“

Der Admiral stand auf, ging bis zum Ende des flachen Daches und schaute auf den Hafen hinunter. Dann drehte er sich plötzlich um und kam zurück.

„Die amerikanische Kriegsmaschinerie ist noch nicht angelaufen. Sobald sie angelaufen ist, werden wir gegen die Überlegenheit an Material schwer zu kämpfen haben.“

Wieder entstand eine Pause.

Nach japanischer Sitte durfte niemand den Admiral unterbrechen, solange er nicht selbst geendet hatte.

„Die Luftüberlegenheit ist das, was ich am meisten fürchte. Niemand glaubt mir. Ich darf nicht einmal mehr davon sprechen. Sie haben auch recht, denn noch beherrschen unsere Flugzeuge den gesamten Luftraum im Pazifik. Aber dort, wo die Amerikaner mit ihren Flugzeugträgern aufkreuzen, ändert sich schlagartig das Bild. Und was wird es den Amerikanern ausmachen, statt fünf Flugzeugträger- ihrer fünfzig zu schicken? In einem Jahr wird es soweit sein.“

Nun setzte sich der Admiral.

Nach einer kleinen Anstandspause begann Hauptmann Klinisch von sich aus das Gespräch.

„Herr Admiral, wenn ich mir erlauben darf . . .“

„Aber selbstverständlich, Hauptmann Klimsch.“

„Ich gebe Ihnen recht, Herr Admiral. Gerade in diesen Tagen hat die deutsche Abwehr einen vertraulichen Bericht an alle zuständigen Stellen gegeben, in dem das Ergebnis des ersten Jahres des amerikanischen Leih- und Pachtgesetzes vom 11. 3. 1941 geschildert wird.“

„Das interessiert mich sehr“, horchte der Admiral auf.

„Demnach haben die USA an England und später auch an Rußland allein innerhalb dieses ersten Jahres 4000 Panzer, 3000 Flugzeuge und geradezu astronomische Zahlen an Geschützen, Munition und leichten Waffen geliefert — von der Überlassung von Schiffsraum ganz zu schweigen.“

Admiral Yoschimata nickte vor sich hin.

„Sprechen Sie weiter, Herr Hauptmann.“

„In dem Bericht wird ausdrücklich erwähnt, daß es sich hierbei um den normalen Produktionsausstoß handelt und die auf Kriegsrüstung umgestellte Privatindustrie noch nicht angelaufen ist.“

„Man kann sich vorstellen, was dann alles produziert wird. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Amerikaner innerhalb von drei Monaten einen Flugzeugträger bauen können. Mindestens fünf Werften sind beauftragt, Flugzeugträger zu bauen.“

Die Deutschen schauten betreten in ihre Tassen.

„Sie haben vollkommen recht, Herr Admiral“, sagte Kaleu Hoffmann, um den etwas peinlichen Eindruck zu überwinden.

„Aber da ich auf die große Politik keinen Einfluß habe, muß ich mich an das halten, was mir innerhalb meines Bereiches an Entscheidungsfreiheit zusteht. Mit der Eroberung von Rangun am 8. 3. und Mandalay am 1. 5. ist praktisch ganz Burma in unserer Hand. Damit haben wir China die einzige Nachschublinie, die Burma-Straße, abgeschnitten. Amerikaner und Briten landen im östlichen Indien unentwegt Material und Truppen. Ihre Absicht ist klar zu erkennen. Früher oder später werden sie in Burma einfallen und die Burma-Straße wieder freikämpfen wollen. Denn ohne Nachschub ist die chinesische Armee des Tschiang-Kai-Schek nur noch ein Spielball unserer eigenen Streitkräfte.“

„Warum unternehmen Sie nichts gegen diesen lebhaften Schiffsverkehr im Indischen Ozean, Herr Admiral?“

„Genau das ist die Frage, die uns bewegen wird. Die 2. Flotte hat alle Mühe, die Sunda-Inseln zu beschützen. Sie alle zu kontrollieren, ist sowieso unmöglich. Wir können uns nur darauf beschränken, die wichtigsten Wasserstraßen vom Feinde freizuhalten. Was sich nördlich von uns abspielt — und das beginnt bereits bei der Andamanen- Gruppe —, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir haben keine Kräfte frei, um den Nachschub der Anglo-Amerikaner zu stören.“

„Ich glaube jetzt zu ahnen, Herr Admiral, was Sie mit dem Einsatz von U-X bezwecken“, sagte Klimsch.

„Sehr richtig! Damit kommen wir auf den Kern unseres Gespräches. Ich darf Sie übrigens von dem Beschuß der Reichsregierung in Kenntnis setzen, daß U-X bis auf Abruf zu operativen Zwecken der 2. kaiserlich-japanischen Flotte unterstellt ist. Sie werden Ihre Order noch erhalten.“

Die Deutschen standen daraufhin auf und nahmen Haltung an. Denn nun war Admiral Yoschimata ihr Vorgesetzter.

Auch der Admiral erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung.

„Wann können Sie einsatzbereit sein, meine Herren? Die Zeit drängt. Mit jedem Tag wird die Zahl der Feinde und der Umfang des Materials größer, das im östlichen Indien ausgeladen wird.“ Jetzt schaltete sich erstmals Leutnant Fleck in das Gespräch ein.

„Herr Admiral, meine Herren! Bevor wir eine bindende Zusage erteilen, muß ich darauf aufmerksam machen, daß wir ja über keine Torpedos verfügen.“ „Japan produziert Torpedos.“

„Passen aber diese Torpedos in unsere Torpedorohre?“

„Leutnant Fleck hat recht, Herr Admiral“, sagte Hoffmann. „Das ist kein deutsches U-Boot, sondern ein erbeutetes französisches.“

„Ich werde sofort einige Waffenoffiziere beauftragen, das Kaliber festzustellen.“

Diese technische Kommission traf noch am gleichen Tage auf U-X ein und nahm zusammen mit Fleck die erforderlichen Messungen vor. Was dabei herauskam, war alles andere als erfreulich. Keine der produzierten oder vorhandenen Torpedos paßten in die Rohre.

„Das Prinzip der Torpedos ist ja überall gleich. Die Amerikaner bauen nicht anders als wir oder die Japaner. Es kommt lediglich darauf an, daß der Mantel paßt. Entweder müssen wir die Rohre auswechseln, oder Torpedos müssen eigens für uns hergestellt werden. Bei dem heutigen Stand der Technik dürfte wohl beides nicht allzu schwer sein.“

Man einigte sich schließlich darauf, dem Waffenamt der Admiralität vorzuschlagen, eigene Torpedos zu bauen.

Dies bedurfte keiner Produktionsumstellung, denn alles, was sowieso das Innere eines Torpedos ausmachte, also der Gefechtskopf, Luftkessel, Apparatekammer, Abschuß- und Füllventile, Brennstoffbehälter, Zündung usw., das konnte beibehalten bleiben. Lediglich der Mantel müßte erneuert werden.

Die genauen technischen Daten wurden errechnet und per Funk an das Kriegsministerium nach Tokio durchgegeben, das sofort eine Firma in Südjapan damit beauftragte, die neuen Torpedohüllen in genügender Zahl herzustellen.

Wieder einmal hatte die Besatzung von U-X einen unproduktiven Aufenthalt.

Hoffmann, Osthoff und Fleck fuhren mit einem Motorboot zum Festland hinüber. Singapur liegt bekanntlich auf einer dem Festland vorgelagerten Insel.

Die drei deutschen Offiziere wollten einmal das malayische Festland bei Jo- hore Bahru betreten.

In dem kleinen Hafen herrschte mehr Betrieb als in Singapur.

Das kam daher, weil JoHore Bahru Ausgangspunkt der malayischen Eisenbahn war, die über Siam nach Burma führte, wo augenblicklich westlich der Burma-Straße eine neue Front aufgebaut wurde.

„Nee, das ist mir zuviel“, sagte Osthoff, als die Deutschen durch das dichte Gewühl der Menschen kaum durchfanden und von allen Seiten gestoßen wurden.

Tausende waren damit beschäftigt, die Schiffe zu entladen und das Material zur Eisenbahn zu bringen. Dort selbst, am Bahnhof, herrschte ein unbeschreibliches Chaos.

„Ich bin auch dafür, wieder nach Singapur zurückzufahren. Wir hätten doch Klimsch mitnehmen sollen.“

„Er wollte ja nicht. Er sagte, daß er den Betrieb zur Genüge kennt.“

Plötzlich wurden die drei Deutschen von japanischen Militärpolicisten umringt.

Ein Offizier forderte sie auf japanisch auf, sich auszuweisen. Kapitänleutnant Hoffmann hatte sich auf Anraten von Klimsch eine Sondergenehmigung ausstellen lassen, die er nun vorzeigte.

Rings um sie stauten sich die Massen, die neugierig zusahen, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Plötzlich fiel aus der Menge heraus das Wort „Spione“.

Andere griffen es auf, und bald brodelte es in der engen und von Menschen überfüllten Straße.

Die Militärpolicisten hatten alle Mühe, die Deutschen vor der erregten Menge zu schützen.

Sie sahen aus wie Amerikaner oder Engländer und trugen Zivilkleider. Niemand konnte es den Japanern verdenken, wenn sie mißtrauisch wurden.

Der Offizier der Japaner wurde nun ebenfalls in das Handgemenge verwickelt und verlor dabei den Sonderausweis der Admiralität aus Singapur.

Die Lage wurde immer bedrohlicher. In Sprechchören forderten die Menschen — und es waren mehr Malayen als Japaner unter ihnen — die Herausgabe der drei „Spione“.

Die Militärpolizei konnte sich nur dadurch helfen, indem sie durch Trillerpfeifen Verstärkung herbeiholte.

Reguläre Polizei räumte die Straße und befreite die bedrängten Japaner und Deutschen.

Aber damit war der Fall noch nicht erledigt.

Die drei mußten zunächst in das Hauptquartier der Militärpolizei, das in einem großen Zelt untergebracht war.

Der japanische Offizier konnte bei der Vernehmung zwar bestätigen, daß ein Sonderausweis vorlag und daß er diesen bei der Schlägerei verloren hatte, aber er mußte gleichzeitig gestehen, daß er keine Zeit fand, die Vollmacht ganz zu lesen.

Die Vernehmung der drei Deutschen wurde dann auf englisch weitergeführt. Daß es sich um Deutsche handelte, nahm ihnen der Major, der die Verhandlung führte, nicht ab. Woher sollten hier auch drei deutsche Seeoffiziere herkommen?

Immerhin versprach der japanische Major, die Meldung sofort nach Singapur durchzugeben. Bis zur Klärung der Sachlage müßten die „angeblichen“ Deutschen allerdings in Gewahrsam bleiben.

Sie wurden unter starker Bewachung durch den kleinen Ort gefahren und in ein Gefangenentaler am Rande der Stadt eingewiesen.

„Es fängt an, lustig zu werden“, sagte Hoffmann trocken.

Als sich die Tore des Lagers öffneten, wurden sie sofort von den gefangenen Engländern mit großem Hallo begrüßt und nach dem Woher gefragt.

Ihre Versicherung, daß sie Deutsche wären, löste größte Heiterkeit aus, da die Engländer annahmen, die drei würden sich Scherze erlauben.

Ihnen wurde ein Zelt angewiesen, in dem sie es sich im Kreise der Engländer bequem machen sollten.

Hoffmann lehnte es strikt ab, mit den Gefangenen Kontakt aufzunehmen.

Dies wiederum brachte ihnen den Nimbus ein, besonders wichtige Gefangene zu sein, zudem sie noch Zivil trugen.

Wie groß war indessen das Erstaunen der drei Deutschen, als sie noch in der gleichen Nacht in das Vernehmungszelt geführt wurden und dort neben anderen japanischen Offizieren den Herren Wagner und Braun gegenüberstanden.

„Ja sagen Sie mal, was treiben Sie denn hier?“ fragte Wagner und lachte aus vollem Halse.

„Die gleiche Frage gebe ich zurück“, antwortete Hoffmann erlost.

„Das ist schnell gesagt. Wir hatten in Juhore zu tun und hörten von den drei gefangenen Spionen, die angaben, Deutsche zu sein. Dies festzustellen, haben wir uns sofort zur Verfügung gestellt. Aber daß wir Sie hier antreffen würden, damit haben wir natürlich nicht gerechnet.“

„Nun dürfte der Fall ja geklärt sein“

„Der ist auch ohne uns geklärt; denn kurz bevor Sie hier eintrafen, kam die Bestätigung Ihrer Angaben aus Singapur. Nehmen Sie diesen Zwischenfall den Japanern nicht übel, meine Herren.“

„Wir denken doch gar nicht daran“, sagte Hoffmann. „Die Leute haben ihre Pflicht erfüllt, wie sie jeder Soldat zu erfüllen hat.“

Aber damit war die Sache noch nicht abgetan. Der Reihe nach erschienen der japanische Lagerkommandant — den sie vorher überhaupt nicht zu Gesicht bekamen —, der Major und der Leutnant der Militärpolizei und entschuldigten sich immer wieder, bis diese Szenen allmählich peinlich wurden.

Mit einem Küstenboot wurden die drei Offiziere, denen sich auch die Herren Wagner und Braun anschlossen, nach Singapur zurückgebracht.

„Gestatten Sie mal eine bescheidene Frage“, sagte Hoffmann, als sie sich bei der kurzen Überfahrt gegenüberstanden.

„Bitte sehr, Kaleu!“

„Was machen Sie eigentlich hier? Ich will ja nicht neugierig sein. Aber überall, wo etwas los ist, dort tauchen Sie auf.“

„Im jetzigen Falle kann ich es Ihnen sogar sagen, Kaleu. Ich habe die Papiere der englischen Gefangenen durchgesehen, um festzustellen, ob sich darunter vielleicht interessante Personen versteckt halten. Das ist alles. Wir reisen übrigens morgen nach Indien.“ „Indien? Aber das ist doch . . .“ „Natürlich! Von den Engländern und jetzt auch von den Amerikanern besetzt. Ursprünglich hatten wir andere Aufgaben in Japan und China. Aber jetzt sollen wir ganz spezielle Wünsche erfüllen, und ich glaube, daß diese sogar mit Ihnen Zusammenhängen.“

„Mit mir?“ fragte Kapitänleutnant Hoffmann verwirrt.

„Na ja, mit dem U-Boot. Sie sollen doch bald im Indischen Ozean eingesetzt werden?“

„Darüber darf ich nicht sprechen.“ Wagner lachte heraus.

„Mensch, Kaleu, ich weiß doch mehr als Sie. Ich weiß zum Beispiel, daß Sie heute oder morgen nach Japan auslaufen, um mit den neuen Torpedos erst mal Probe zu schießen, ehe sie weiter produziert werden.“

Hoffmann schaute Wagner von der Seite an.

„Möglich. Also haben Sie doch etwas mit dem Geheimdienst zu tun?“ „Haben Sie daran gezweifelt?“

„Laut Befehl ging mich die Sache nichts an.“

„Sollte Sie auch weiter nichts angehen. Aber da wir in Kürze doch irgendwie Zusammenarbeiten werden, spielt das keine Rolle mehr.“

„Wie meinen Sie das mit der Zusammenarbeit?“

„Ich werde Ihnen Informationen liefern, wann Schiffe eintreffen, in welcher Position sie sich befinden, welche Ladung sie haben und so weiter.“

„Woher wollen Sie das denn erfahren?“

„Sehen Sie, Kaleu, das unterscheidet uns. Was Sie zu tun haben, ist die Ausführung klarer Befehle. Wir müssen uns auf andere Weise zu helfen wissen. — Aber über die Art der Nachrichtenübermittlung bin ich mir noch nicht im klaren. Ich werde mit der japanischen Abwehr noch Absprachen treffen müssen. Was Sie wissen sollen, wird man Ihnen schon noch rechtzeitig mitteilen.“

Magnus Hoffmann hatte von jener Stunde an eine sehr hohe Meinung vom Geheimdienst im allgemeinen und vom deutschen im speziellen.

An der Anlegestelle in Singapur erwartete sie schon Hauptmann Klimsch.

„Du machst ja feine Geschichten! Ganz Ostasien war wegen eures Verschwindens in Aufregung versetzt. Nun aber schnell, wir müssen in zwei Stunden auslaufen.“

Fünf Tage und fünf Nächte brauchte U-X bis nach Nagasaki auf der Insel Kiuschu, der südlichsten Bastion des japanischen Mutterlandes.

In dem dortigen Torpedowerk lagen bereits einige hundert Torpedomäntel des angegebenen Kalibers. Der Einbau der Geräte und der Sprengkammern war dann eine Routinesache.

Es wurde auch nicht lange um die Sache herumgedeutet, sondern Fleck tat sich augenblicklich mit den Ingenieuren zusammen und probierte aus.

Der Guß saß!

Die Stählernen Körper wurden eingefettet und in die Torpedorohre eingeführt. Nichts gab es zu bemängeln.

Schon drei Tage später fuhr U-X mit einigen japanischen Werkingenieuren an Bord in Richtung auf das Ostchinesische Meer und ließ die Probetorpedos los.

Alles klappte.

Die vier Torpedorohre des U-X wurden mit den neuen Torpedos geladen, ebenso die Reservekammern, dann ging schon nach nur acht Tagen Aufenthalt in Japan die Fahrt wieder zurück nach Singapur.

Dort erhielt Kaleu Hoffmann zunächst den japanischen Orden von Admiral Yo-schimata verliehen, und dann den ersten Einsatzbefehl.

U-X hatte den Auftrag, im Raum zwischen dem 15. und 20. Breitengrad auf der Höhe der riesigen Mündungsdelta von Ganges und Brahmaputra zu operieren und den lebhaften Schiffsverkehr der Alliierten zu stören.

Die Informationen über die Schiffsbewegungen sollten per Funk von Akjab aus, dem nordwestlichsten Ort aus Burma, nahe der indischen Grenze, erfolgen.

Zu diesem Zwecke war Hauptmann Klimsch abkommandiert, die aus Kalkutta — vermutlich von den Herren Wagner und Braun — eintreffenden Meldungen entgegenzunehmen und sie in geeigneter Weise an U-X weiterzuleiten.

Klimsch sollte in Akjab abgesetzt werden.

Dieser Ort wurde auch zur Nachschubbasis für das deutsche U-Boot erklärt, in dem Betriebsstoff, Lebensmittel und Torpedos gelöscht werden sollten.

Am 20. Oktober 1942, also fast vier Monate nach dem Auslaufen aus Brest, begann die erste Kriegsfahrt von U-X.

Kaleu Hoffmann stand stolz auf dem Kommandoturm und schaute auf die wehende Reichskriegsflagge.

Sie fuhren durch die Straße von Malakka nach Norden.

„Wenn wir aus der Straße von Malakka heraus sind, müssen wir auf der Hut sein“, sagte Hauptmann Klimsch.

„Ich weiß! Die Admiralität in Singapur hat mich nicht nur mit ausgezeichnetem Kartenmaterial versorgt, sondern auch mit Informationen über die ungefähre Feindlage.“

„Das wollte ich dir eben sagen. Schon wenn wir in die Andamanen-See einlaufen, besteht für uns eine große Gefahr. Sowohl die Nikobaren als auch

die Andamanen-Inseln sind noch vom Feind besetzt. Hier ging den Japanern die Puste aus.“

„Wir werden die Andamanen-See in der Nacht erreichen und fahren über Wasser.“

„Nun hör mal zu, Magnus, sei nicht zu leichtsinnig. Du hast doch schon mal was von Radar gehört?“

„Klar. Aber die Sache steckt noch in den Kinderschuhen.“

„Offensichtlich nicht mehr. Immerhin werden mehr und mehr feindliche Schiffe damit ausgerüstet. Damit können sie jedes Schiff, auch ein U-Boot, jederzeit orten.“

„Eine scheußliche Sache, wenn das mal ausgereift ist. Das würde das Ende des U-Boot-Krieges bedeuten!“

„Ich wollte nur, daß du darüber Bescheid weißt. Es läßt sich jetzt nicht mehr so leicht torpedieren wie früher.“ In diesem Augenblick kam Fleck auf den Turm geentert.

„Die Diesel laufen prima“, sagte er. „Die Akkus für die E-Motoren werden richtig gespeist. Ich sehe einer sehr guten Fahrt entgegen.“

„Nicht berufen, Berni. Hast du schon von dem neuen Radar gehört?“

„Die Funkmeßgeschichte? Sicher. Die Herren in Nagasaki bauen diese Dinger auch schon. Ich habe mich eingehend unterrichtet. Auf einer Braunschen Röhre werden alle Metallgegenstände, also vorwiegend Schiffe, die in einem bestimmten Umkreis auf tauchen, erfaßt und geortet.“

„Die U-Boote müßten dann eine Gummihaut tragen“, sagt Hoffmann.

„Keine schlechte Idee. Aber noch befindet sich diese Neuerung im Anfangsstadium. Immerhin sollen vor allem die Kriegsschiffe schon damit ausgestattet sein.“

„Das gleiche sagte eben Klimsch.“ „Dann wird alles auf ihn ankommen, uns die Standorte der Schiffe tunlichst genau durchzugeben, damit wir nicht unnötig suchen müssen.“

„Gut, daß du mich darauf bringst.L

Wir müssen natürlich einen Code ausmachen. Ich bin dabei auf eine Idee gekommen. Wir haben beide die gleiche Seekarte vom Operationsgebiet.“ „Stimmt.“

„Wenn ich euch jetzt per Funk von Akjab aus die genaue Position durchgebe, wird diese Verbindung auch von den Alliierten aufgenommen. Egal, welchen Code wir wählen, man würde früher oder später dahinterkommen.“ „Was schlägst du dann vor?“

„Ich habe zwei Lichtpausen anfertigen lassen. Es handelt sich um ein ganz feines, durchsichtiges Papier, auf dem zahlreiche Quadrate eingezeichnet sind. Jedes Quadrat ist mit einer fein eingezeichneten Blume ausgestattet.“ „Und?“

„Wenn ich jetzt funke: ‚Rose‘, dann legst du einfach die Schablone auf die Seekarte. In dem Quadrat, in dem sich dann gerade die Rose befindet, sind Schiffe gesichtet worden oder halten sich darin auf.“

„Mensch, das ist natürlich toll. Dahinter werden die Tommys nie kommen! Aber wie ist das mit der Zeitangabe?“ „Überhaupt keine. Das wird unsere große Chance sein.“

„Du mußt dich schon näher auslassen.“

„Gut. Folgendes Beispiel: Ich habe euch das Stichwort ‚Rose‘ durchgegeben. Ihr nehmt sofort auf ‚Rose‘ Kurs und erledigt die Arbeit — wenn ich so sagen darf. Dann setzt ihr euch immer auf das rechte Planquadrat daneben ab. Also meinewegen auf Nelke. Ich weiß jetzt nicht auswendig, ob das stimmt. Ich sage nur ein Beispiel.“

„Schon verstanden. Bin ja nicht von Dummbach. Nun weiter, Klimsch, die Sache gefällt mir.“

„Ich weiß dann, daß ihr euch im Planquadrat Nelke befindet. Trifft nun eine Meldung ein, daß etwa genau entgegengesetzt ein feindliches Schiff eingetroffen ist, dann werde ich zuerst einmal anhand der Karte feststellen, ob es möglich ist, diesen Standort in einer gewissen Zeit zu erreichen. Also in jener Zeit, in der sich das Schiff noch in dem Quadrat aufhalten kann.“

„Und wenn die Entfernung zu weit ist?“

„Dann lassen wir das Schiff einfach laufen. Ich werde nur immer Objekte durchsagen, die sich gerade in den Nachbarquadranten befinden. Auf diese Weise kommt ihr trotzdem von einem Punkt des Operationsgebietes zum anderen, weil sich ja die Positionen der Schiffe auch ständig verändern.“

„Also ich finde den Dreh mit dem Blumenmuster ausgezeichnet“, sagte Fleck.

Noch war nicht alles klar und mußte anhand der Karten und der Schablonen durchgesprochen werden.

Aber gerade dieser Art der Nachrichtenübermittlung war es zu verdanken, daß U-X lange Zeit im Bengalischen Golf operieren konnte und dem Gegner empfindliche Verluste beibrachte.

Akjab lag zwar in einer zauberhaften Bucht, aber der kleine Hafen taugte nicht viel.

Die Einwohner, friedliche und freundliche Burmesen, wußten zwar, daß es Krieg gab und hatten auch eine kleine japanische Besatzung, aber die Zusammenarbeit zwischen ihnen und den Besatzern gestaltete sich so segensreich, daß wenigstens hier der Friede gewahrt blieb.

In diesem Paradies ließ sich nun Hauptmann Klimsch nieder. Drei japanische Funker waren von Mandalei herübergekommen, die Klimsch in seiner Arbeit unterstützen sollten.

Die japanische Ortskommandantur hatte für die Sicherheit und die Verpflegung zu sorgen.

Klimsch durfte in die Villa eines chinesischen Kautschukhändlers einziehen, der sich vor den Japanern zurückgezogen hatte und nun in Kalkutta leben sollte.

U-X lief im Laufe der Nachmittags in der kleinen Bucht ein. An der Kaimauerstanden der japanische Ortskommandant, der burmesische Bürgermeister und die drei Funker. Außerdem hatte sich eine Menge neugierigen Volkes eingefunden, das lachend und schwatzend die Sensation ausgiebig diskutierte.

Der japanische Komandant ließ es sich nicht nehmen, den deutschen Gästen ein Fest zu geben.

In der Villa des Kautschukhändlers wurden große Vorbereitungen getroffen, während Hauptmann Klimsch seine Apparate installierte und sich häuslich einrichtete.

Kapitänleutnant Hoffmann stand ziemlich überflüssig herum und fragte sein Gewissen, ob er die Mannschaft an dem Fest teilnehmen lassen sollte.

Klimsch antwortete über die Schulter hinweg:

„Ist doch klar, Magnus! Wer weiß, wie lange jetzt die Jungens auf See bleiben müssen. Gönne ihnen diese Abwechslung.“

„Wir werden immerhin öfter hier an- laufen müssen, um Torpedos und Treibstoff aufzufüllen.“

„Trotzdem.“

Die Ausfahrt war sowieso erst für die Nacht vorgesehen, weil es gar keinen Sinn hatte, die Feindfahrt zu beginnen, solange nicht die Verbindung zwischen den Agenten in Kalkutta und Akjab hergestellt war.

Wie diese Nachrichtenvermittlung im einzelnen funktionierte, war Hoffmann nicht klar. Aber darum kümmerte er sich dann auch nicht mehr, als noch im Laufe des Abends die erste Meldung über Schiffssammlungen im Planquadrat Schneeglöckchen eintraf.

Das Fest fand trotzdem statt.

Im Garten der Villa standen lange Tische mit kaltem Büfett, das mit den seltensten und nicht immer klar definierbaren Speisen angereichert war.

Zu den burmesischen Leckerbissen gehörte ein garnierter Schweinsfisch, der, in Palmlätter gewickelt, über offenem Feuer geröstet wurde.

Als ausgerechnet Ludwig Schweiger, vermutlich aus purer Neugier, den dik- ken Fisch als erster anstach, um sich Teile herauszuschneiden, quoll ihm eine seltsame Masse entgegen, die sich als Würmer und Maden entpuppte. Diese wurden, so erfuhr Schweiger hinterher, besonders gesucht und ausgewählt und dienen der Füllung des ausgenommenen Fischleibes.

Es war klar, daß die Seelords fortan mit ihnen unbekannten Dingen sehr vorsichtig waren.

Kurz vor Mitternacht standen die Offiziere beisammen.

Sein Glas mit Palmwein in der Hand, sagte Hauptmann Klimsch:

„Kameraden! Hoffen wir, daß alles so verläuft, wie wir es uns denken. Wir sind im Grunde genommen fast ganz allein auf uns angewiesen. Kein Einsatzstab betreut uns und sorgt für unsere Sicherheit. Wir haben nur die große Aufgabe vor uns, die zu erfüllen ist. Was in meiner Macht steht, soll geschehen, damit eine reibungslose Überwachung und Betreuung des kämpfenden Bootes gewährleistet ist.“

„Lieber Hauptmann Klimsch“, antwortete Kapitänleutnant Hoffmann. „Wir haben dir viel zu verdanken, und ich tue es an dieser Stelle noch mal. Ich weiß, daß viel von dir, deiner Wachsamkeit und deinem Können abhängen wird, ob wir erfolgreich operieren können oder nicht. Bleibe weiterhin nicht nur unser kriegsbedingter Partner, sondern auch unser Freund. Gemeinsam werden wir unserem Gegner empfindliche Verluste zufügen und damit den Japanern helfen. Vor allem aber auch Deutschland helfen. Denn alle Schiffe, die wir hier versenken, können nicht mehr gegen Deutschland eingesetzt werden. Ich hebe das Glas auf die ferne Heimat — und auf eine glückliche Feindfahrt!“

Alle Offiziere erhoben ihr Glas und stießen an.

Dann ging die Besatzung von U-X, einer nach dem anderen, ohne daß es auffallen sollte und ohne daß das Fest gestört wurde, aus dem Garten der Villa und bestieg im Hafen das Boot. Nicht einmal Klimsch war mitgekommen. Er wollte alles vermeiden, um die festlich gestimmten Burmesen zu Abschiedszeremonien zu veranlassen. Denn ohne Zweifel hätten sich etliche hundert Burmesen im Hafen eingefunden und eine große Feier veranstaltet.

In aller Stille lief das Boot aus und nahm Kurs nach Westen, in das Planquadrat Schneeglöckchen.

Am 29. Oktober 1942,

„Eins — zwei — drei — vier — fünf“, sagte Kapitänleutnant Hoffmann und starre angestrengt durch das ausgefahrenre Sehrohr.

„Bißchen viel auf einmal“, antwortete Leutnant Osthoff.

„Vier Torpedos haben wir in den Rohren“, sagte Fleck. „Wenn wir unverschämtes Glück hätten und vier Treffer anbringen könnten, würde der fünfte Pott ausreißen.“

„Wenn“, orakelte Hoffmann. Er war unentschlossen.

Plötzlich kam der Funker mit einem Spruch.

„Eben vor dem Tauchen noch aufgenommen, Herr Kaleu!“

„Schneeglöckchen“. Sonst nichts.

„Was soll denn das wieder?“ fragte Osthoff. „Wir sind doch im Schneeglöckchen. Sollte das Klimsch nicht mehr wissen?“

„Ich glaube eher, daß er uns damit eine neue Information geben wollte.“

„Wir haben noch an der ersten zu kauen.“

„Nun mal langsam, Freunde“, sagte Hoffmann und schaute wieder durch das Okular. „Mir dämmert etwas. Ich dachte gleich, daß da etwas los sein müßte.“

„Zum Beispiel?“ wollte Fleck wissen.

„Die Schiffe fahren nicht, sondern stehen still. Was kann das bedeuten?“

„Daß sie noch auf andere warten“, antwortete Osthoff.

„Sehr richtig. Und da es sich bei den hiesigen nur um Frachter handelt, könnten die zu erwartenden nur noch Kriegsschiffe sein.“

„Irgendwie paßt das nicht zusammen“, sagte Fleck. „Geleitzüge kommen doch gewöhnlich aus Amerika oder Europa in Indien an. Aber das alles zielt doch darauf ab, daß hier, auf offener See und sozusagen in aller Stille, ein Geleitzug zusammengestellt wird. Was soll das?“

„Entweder handelt es sich um Truppentransporte nach Europa oder an den afrikanischen Kriegsschauplatz...“

„Das sind keine Truppentransporter“, entgegnete Hoffmann.

„Dann kann es sich nur darum handeln, daß der Geleitzug zu den Andamanen abgeht. Die Richtung könnte jedenfalls stimmen.“

„Darüber werden die Japaner nicht sehr entzückt sein. Das ist genau ihre westliche Flanke und der neuralgische Punkt in der Inselverteidigung.“

„Ein Grund mehr, sie anzugreifen.“

„Ich bin ganz dafür“, antwortete der Kommandant. „Wir greifen an, müssen uns dann aber schnellstens verdrücken, noch ehe die Kriegsschiffe kommen.“ Fleck drehte sich sofort zu seiner Schalttafel um.

Die Matrosen, die monatelang mit dem Boot vertraut waren, wußten und kannten jeden Handgriff. Es gab kein nervöses Hasten, sondern ruhig und gelassen wie bei einer Übung vollzog sich der Angriff.

Die große Stunde für Obermaat Strunz war gekommen.

Als einziger Torpedomixer an Bord — niemand rechnete bei der Abfahrt mit einem kriegerischen Einsatz — hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, sich unter der Besatzung die geeigneten Leute für die Torpedowartung heranzubilden.

„Kleine Fahrt voraus, Ruder zwölf Grad.“

„Welches zuerst?“ fragte Osthoff, der vorhin einen kurzen Blick durch das Periskop geworfen hatte.

„Den großen. Etwa fünftausend Tonnen. Er liegt tief im Wasser und dürfte Waffen geladen haben.“

„Ist auch positionsmäßig gut gelegen.“ Das U-Boot hatte sich in langsamer Fahrt den fünf feindlichen Schiffen auf etwa zwei Meilen genähert. Die Schußposition zu dem Fünftausender war ausgezeichnet.

„Wenn die jetzt auf Draht wären, müßten sie unser Sehrohr ausmachen“, sagte Hoffmann.

„Male den Teufel nicht an die Wand!“ „Sie werden sehr sorglos sein“, sagte der Kommandant. „Das letzte U-Boot wurde vor einem halben Jahr hier versenkt. Seitdem war hier keines mehr im Einsatz.“

Hoffmann schaute wieder durch das Periskop.

Nun hatten sie sich auf eineinhalb Meilen dem Opfer genähert.

„Maschinen stopp. Drei Grad Steuerbord — stop! Torpedos klar?“

„Rohr eins klar!“

„Rohr zwei klar!“

„Rohr drei klar!“

„Rohr vier klar!“

„Rohr eins — Illos!“ rief Hoffmann.

Er ließ nicht weiter tauchen, sondern blieb gerade unter Wasser, wie dies die ganze Zeit über der Fall war. Gespannt schaute er durch das Sehrohr.

Die Bahn des Torpedos konnte er nur für eine kurze Zeit verfolgen, dann war sie seinen Blicken entschwunden.

Hoffmann war klug genug, nicht erst den Erfolg dieses ersten Torpedos abzuwarten, sondern ging sofort das nächste Objekt an.

„Kleine Fahrt voraus! Ruder hart Steuerbord!“

Langsam nahm das Boot wieder Fahrt auf.

„Hart Backbord! Zwei Grad!“ Plötzlich wurde das Boot durch eine Druckwelle hin und her geschaukelt. Ein dumpfer, aber lauter Knall ertönte.

Sofort drehte Hoffmann das Sehrohr um und stellte es auf den großen Frachter ein.

„Treffer!“ schrie er. „Treffer mittschiffs, soweit ich bei der Rauchwolke sehen kann.“

„Hurra!“ schrien die Männer im Boot.

„Laß midi mal“, sagte Osthoff und wollte durch das Periskop schauen.

„Später, Adi. Gleich werden die anderen loszacken, dann wird es schwieriger. — Rohr zwo klar?“

„Rohr zwo klar.“

„Rohr zwo — lllos!“

Ein leichtes Zischen, dann kam die Meldung:

„Torpedo zwo ab!“

„Kleine Fahrt voraus!“ befahl darauf sofort Hoffmann. „Hart Steuerbord, vier Grad West.“

„Wie sieht es oben aus?“ fragte Osthoff.

„Los, schau mal durch. Fleck auch.“ Der große Frachter war tatsächlich mittschiffs getroffen und krängte bereits stark nach Backword.

„Das war ein Meisterschuß!“ rief Osthoff aus. „Ein Hoch auf Obermaat Strunz!“

Aber dazu war jetzt noch keine Zeit. Fleck warf nur einen kurzen Blick durch das Periskop und wandte sich dann sofort wieder seinen Aufgaben zu.

Als Hoffmann wieder durch das Sehrohr sah, stellte er fest, daß die Schiffe Fahrt aufgenommen hatten und nervös begannen, hin und her zu zucken. Wummm!

„Treffer!“ schrie Hoffmann, als auch der zweite Frachter seinen Torpedo abbekam. „Nummer zwei!“

„Hurra!“ erscholl es wieder im Boot. Nun hing der Kommandant länger als bisher am Periskop und gab ständige Kursänderungen durch.

„Ver . . . Jetzt wird es schwieriger Keiner will mehr vor den Bug kommen. Jetzt! Schnell! Maschinen stop! Rohr drei klar?“

„Rohr drei klar!“

„Rohr drei — lllos!“

Wieder das gefährliche Zischen, dann die Meldung:

„Torpedo drei ab!“

„Halbe Kraft voraus. Hart steuerbord!“

Hoffmann drehte nun das Sehrohr einmal rundum und bekam plötzlich einen Schreck. Deutlich konnte er sehen, wie ein Torpedoboot direkt auf sie zusteuerete.

Es kam von Norden und damit seitwärts mit voller Maschinenkraft auf sie zu.

„Hart Backbord!“ schrie er auf. „Maschinen stopp!“

Jeder erkannte an der Stimme des Kommandanten, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte.

„Rohr vier klar?“

„Rohr vier klar!“

„Entfernung dreihundert — Rohr vier — lllos!“

Und als der Torpedo das Rohr verlassen hatte, gab Hoffmann sofort den nächsten Befehl:

„Alarmtauchen! Ruder hart steuerbord! AK voraus!“

„Was ist denn . . .“

Aber weiter kam Fleck nicht.

Plötzlich wurde das Boot von einer gewaltigen Explosionswelle erfaßt.

„Los“, rief Hoffmann, „schneller!“

Das Boot wollte sich zunächst nicht beruhigen. Nur langsam pendelte es ein, je tiefer sie kamen.

„Sag mal, Magnus, was war denn los?“ fragte Osthoff, als sie endlich zur Ruhe gekommen waren. Hoffmann setzte seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

„Nummer vier“, sagte er abwesend.

Aber niemand schrie jetzt „Hurra!“ Jeder fühlte, daß es diesmal hart auf hart ging.

Erst nach Minuten, als sie eine sichere Tiefe erreicht hatten, fragte Hoffmann:

„Ein Torpedoboot kam steuerbord direkt auf uns zu. Es hätte uns entweder gerammt oder uns mit Wabos in Grund und Boden geworfen. Wenn ich den Burschen durch den Torpedo nicht abgelenkt hätte, dann wären wir ihm vermutlich nicht entkommen. So haben wir ihn sogar getroffen — wenn auch mehr aus Versehen!“

„Das war tollkühn“, sagte Fleck.

„Na ja, es ist ja alles gut gegangen Aber es hätte leicht ins Auge gehen können. Bei dreihundert Metern!“

„Weiß ich selbst. — Wie tief sind wir?“

„80 Meter, Herr Kaleu!“ kam die Meldung.

„Wir bleiben hier liegen. Motoren gerade soweit in Betrieb halten, wie wir zur konstanten Beibehaltung der Tiefe benötigen.“

Nun erst wurde offenkundig, daß die Nervenanspannung für alle Männer doch zu groß war. Sie hatten monatelang nicht mehr gekämpft. Nun stießen sie gleich auf einen Geleitzug und brachten alle vier Torpedos an den Mann. Das war ein enormer Erfolg!

Bis zum Abend blieben sie in ihrer Position liegen. Erst dann gab Hoffmann die nächsten Befehle.

„Torpedorohre nachladen!“

„Alle vier Rohre sind geladen!“ meldete schon nach kurzer Zeit Strunz, der mit Recht auf seinen Erfolg stolz sein konnte.

„Langsam auftauchen! Auf Sehrohrtiefe gehen!“

Als Kapitänleutnant Hoffmann durch das Periskop schaute, war es dunkelste Nacht.

„Was zu sehen?“ fragte Osthoff.

„Nichts. Zu dunkel.“

„Ob wir es wagen können?“

„Wir wagen es!“ sagte Hoffmann und gab den Befehl zum Auftauchen.

„Wir müssen uns etwa zehn Meilen vom Angriffsraum entfernt haben“, sagte Fleck. „Wenn sie keine große Suchaktion eingeleitet haben, dann müßten wir weit genug von ihnen entfernt sein.“ Hoffmann war der erste auf der Brücke und riß, noch bevor sich U-X auf der Wasserfläche richtig eingepen-delt hatte, sein Nachttglas an die Augen.

Aber nichts war zu sehen.

Die See war ausgesprochen ruhig — tatsächlich spiegelglatt.

„Die müssen einen mächtigen Schreck bekommen haben“, sagte Hoffmann und wurde sich jetzt erst des großen Erfolges gleich beim ersten Feindeinsatz bewußt.

Über Wasser fuhren sie mit gedrosselten Motoren weiter und entfernten sich in östlicher Richtung vom Planquadrat „Schneeglöckchen“.

Gegen Mitternacht traf ein Funk- spruck von Klimsch ein.

„Schwein“, hatte er nur gefunkt.

„Er serviert uns noch die ganze Speisekarte“, sagte Osthoff. „Zuerst Blumen und Salate, jetzt noch Tiere.“

„Das bedeutet, Kameraden“, sagte Kaleu Hoffmann, „daß die Tommys ihre Verluste sofort nach Kalkutta gemeldet haben und dort unseren Agenten diese Meldungen zugänglich wurden. Wagner, sofern er sich wirklich in Kalkutta aufhält und für uns arbeitet, wird dann die Meldung unverzüglich an Klimsch weitergegeben haben. Denn ‚Schwein‘ kann nichts anderes bedeuten als ‚Glück gehabt, gratulieren!‘“

„Eine neue Blume konnte er uns nicht anbieten?“ fragte Osthoff.

„Du bekommst wohl überhaupt nicht genug, was?“ fragte Hoffmann scherhaft, dann setzte er dienstlich hinzu: „Wir fahren langsam weiter und bleiben auf gleichem Kurs, bis wir neue Anweisungen erhalten. Es wird nach diesem Erfolg sowieso nicht mehr so einfach werden wie bisher“, sagte Hoffmann.

„Wieso?“ wollte Osthoff wissen.

„Vielleicht stellen die Alliierten sofort die Schiffahrt ein, sobald durch ein U-Boot größere Verluste eintreten. Ich habe das im Golf von Mexiko auch erlebt. Außerdem wird der Gegner annehmen, es handelt sich um mindestens zwei U-Boote. Sie trauen uns nicht zu, mit einem Boot innerhalb von Minuten vier Volltreffer anzubringen.“

„Ich glaube ja auch, daß die Alliierten jetzt vorsichtiger sind. Wenn Wagner auf Draht ist, müßte er uns jetzt noch schnell ein paar Schiffe melden, die eiligst die Häfen anlaufen. Denn wenn es dann auf dem Indischen Ozean ruhig geworden ist, wird die Sache für uns uninteressant.“

Fleck hatte kaum ausgesprochen, als der Funker mit einer neuen Meldung kam.

„Kornblume.“

„Na also“, sagte Fleck. „Wo liegt denn die Kornblume?“

Die Offiziere kletterten sofort in die Zentrale hinunter und legten die Blumenschablone auf die Karte.

„Das liegt ja auf der Höhe von Puri, am anderen Ende des Indischen Ozeans“, sagte Osthoff.

„Nicht so bombastisch, Osthoff“, antwortete Fleck. „Das klingt, als ob wir erst von einem Kontinent zum anderen müßten. Wir liegen in der engsten Stelle des Golfes von Bengalen. Wir könnten morgen vormittag dort sein.“

„Das Schiff, oder die Schiffe, werden vermutlich Puri anlaufen, wenn die britische Admiralität wirklich schon die Warnungen hinausgeschickt hat. Wenn der gemeldete Gegner auf Puri zuläuft, müßten wir ihn sogar noch früher erreichen. Also los! Osthoff, gib Befehl, daß wir kehrtmachen und mit AK vorausfahren. Kurs genau West.“

*

Am 31. Oktober 1942.

Der australische Frachter „Blackburn“ lief mit äußerster Kraft auf den Hafen Puri zu.

In seinem Kielwasser befanden sich noch zwei kleinere neuseeländische und ein südafrikanischer Frachter, die aus Australien kamen und wertvolle Kriegsfracht für die Burma-Front geladen hatten.

Kapitän Turner hatte die ganze Nacht nicht mehr geschlafen, seitdem er die Meldung über die U-Boote erhalten hatte.

Ihm war recht blümigerant zumute geworden, als er die Reuter-Meldungen auffing, daß vermutlich ein Rudel deutscher U-Boote im Bengalischen Golf einen Geleitzug angegriffen hatte und der Alliierten Flotte empfindliche Verluste beibrachte. Die Zahl der versenkten Schiffe wurde nicht genannt, so daß der eigenen Phantasie freier Spielraum gelassen wurde.

Turner hatte alle Matrosen, einschließlich der Freiwachen, aufgestellt, die mit Doppelgläsern unentwegt die See zu beobachten hatten. Jede Kleinigkeit mußte ihm unverzüglich gemeldet werden.

„Ich glaube, jetzt haben wir’s geschafft“, sagte Turner zu Ashley, dem Ersten Offizier.

„Vorsichtig, Sir“, antwortete der Offizier.

„Wir haben schon Tag, mein Lieber. Jetzt greifen diese feigen Hyänen nicht mehr an.“

Ashley schaute seinen Kapitän von der Seite an. Ihm gefiel der Ausdruck nicht. Die Deutschen taten seiner Meinung nach auch nur ihre Pflicht. Alle Achtung, wenn sie 10 000 Kilometer von ihrer Heimat entfernt einen auf die Dauer doch aussichtslosen Kampf führten.

Die Sonne war aufgegangen und spiegelte sich in der glatten See. Es war ein Morgen des Friedens und der Schönheit.

Plötzlich wurden von der „Sun“, dem nächsten im Kielwasser der „Blackburn“ fahrenden Schiff, nervöse Flaggensignale gegeben.

Einer der Posten, der an Steuerbord stand und auf das Meer hinausschaute, fuhr zusammen. Gebannt schaute er auf die Luftblasen des mit unheimlicher Geschwindigkeit auf das Schiff zukommenden Torpedos.

Er wollte noch schreien, aber dann raste er um die nächsten Decksaufbauten herum nach Backbord.

Im gleichen Augenblick erschütterte ein gewaltiger Schlag die „Blackburn“ mittschiffs. Gleichzeitig explodierte der Torpedo und riß ein riesiges Loch in den Bauch des Schiffes.

Die Kessel platzten, und der heiße Dampf zischte aus den Niedergängen auf Deck.

Verbrühte Menschen taumelten durch Luken nach oben, Verwundete schrien nach dem Sanitäter.

Kapitän Turner, obgleich auf eine solche Situation vorbereitet und rechtzeitig gewarnt, verlor angesichts dieser

Katastrophe vollends den Kopf und gab sofort den Befehl:

„Alle Mann von Bord!“

Das Schiff wäre wohl nicht mehr zu retten gewesen, aber die Verwundeten hätten noch geborgen werden können.

Deshalb hatte sich Kapitän Turner übrigens später vor dem Kriegsgericht zu verantworten.

Noch wurde auf der „Blackburn“ nach Schwimmwesten gesucht, als auch die „Sun“ schon in die Luft flog.

Fünf Minuten später kam das dritte Schiff dran.

Das letzte Schiff, der kleine südafrikanische Frachter „Prätoria“, drehte bei und fuhr mit voller Maschinenkraft Zick-Zack-Kurse.

Plötzlich erhielt Kapitän Piets einen Funkspruch:

Hier deutsches U-Boot! Drehen Sie sofort bei und retten Sie die Schiffbrüchigen. Andernfalls wird Ihr Schiff torpediert!

Kapitän Piets glaubte erst an eine Finte. Aber plötzlich tauchte keine zwei Meilen neben ihm das U-Boot auf.

Noch ein Funkspruch erreichte Piets:

„Ihr Schiff wird nicht torpediert, sofern Sie die Schiffbrüchigen retten.“

Da erst sah Kapitän Piets ein, daß die Deutschen es ernst gemeint hatten.

Im Beisein des aufgetauchten deutschen U-Bootes ließ er die Rettungsboote aussetzen und begann mit der Aktion.

Plötzlich kam ein dritter Funkspruch:

„Sie können jetzt Hilfe anfordern.“

Als Piets sich umdrehte, sah er gerade noch den Turm des deutschen U-Bootes, das tauchte und bald darauf verschwunden war.

*

„Sieben ist eine schlechte Zahl“, sagte Osthoff.

„Wir werden diese Zahl bald verändern“, antwortete Hoffmann, dessen Stimmung gestiegen war und der sich an die Erfolge allmählich gewöhnte.

Ein neuer Punkspruch von Klimsch traf ein:

„Orchidee.“

„Donnerwetter, der will uns wohl zu Tode hetzen“, sagte Osthoff.

„Es kann sich nur um den letzten Einsatz handeln. Wir haben nur noch vier Torpedos.“

„Und wo ist die Orchidee zu finden?“

Hoffmann war schon dabei, dies festzustellen.

„Wir müssen wieder um zwei Quadrate nach Osten. Nur ein Quadrat von unserem gestrigen Erfolg entfernt.“

„Mir steckt das Torpedoboot jetzt noch in den Knochen.“

„Mir auch, Adi. Aber Klimsch wird uns keine Kriegsschiffe auf den Hals hetzen.“

In der Nacht hatten sie das Quadrat „Orchidee“ erreicht.

Aber so sehr Hoffmann nach Hinweisen auf eine Schiffsansammlung suchte, er konnte nichts ausmachen.

„Es hat keinen Zweck, wir müssen hier liegenbleiben und den neuen Tag abwarten. Wir bleiben auf gleicher Höhe.“

Kaleu Hoffmann legte sich in jener Nacht nicht hin. Er blieb in der Zentrale hocken, direkt neben dem Sehrohrblock. Osthoff schob alle Stunde einmal das Sehrohr aus und beguckte die Gegend.

Erst als der Uhr nach die Dämmerung eingetreten sein mußte, ließ Hoffmann selbst vorsichtig das Periskop ausfahren.

„Um Himmels willen!“ rief er nach einem Blick durch das Sehrohr aus.

„Was ist denn los?“ wollte Osthoff wissen. *

„Wir befinden uns inmitten eines Geleitzuges, der Südostkurs läuft.“

„Laß mich mal.“

Osthoff schaute durch und richtete sich dann bedenklich wieder auf.

„Das ist schön und auch nicht schön. Wenn wir jetzt türmen, könnten sie uns mit Radar und Horchgeräten ausmachen.“

„Von Türmen ist überhaupt keine

Rede“, antwortete Hoffmann. „Wenn wir aber angreifen und unsere vier Torpedos anbringen, könnten wir in der allgemeinen Verwirrung noch entkommen.“

„Sind denn Kriegsschiffe dabei?“ wollte Fleck wissen.

„Gesehen habe ich keine. Aber das will nichts besagen. Die Pötte fahren in Formation, was gewöhnlich auf die Anwesenheit von Kriegsschiffen schließen läßt.“

„Worauf warten wir dann noch?“ fragte Fleck.

„Wir müssen nehmen, was uns vor den Bug kommt, Jungens. Wir können uns diesmal nicht die schönsten Pötte heraussuchen. Also los! Klar zum Gefecht! Sind Torpedos schußbereit? Keine Einzelmeldung.“

„Alle Torpedos schußbereit“, meldete Strunz.

Hoffmann ließ vorsichtig beidrehen und lag auf der Lauer. Er brauchte nur mit dem Boot stehenzubleiben. Die Schiffe fuhren in einer Entfernung von zwei Meilen mit voller Breitseite an ihm vorbei.

Kurze Kommandos erschollen. Dann:

„Rohr eins — lllos!“

U-X veränderte, so gut es ging, schnellstens die Position und nahm eine neue Abschußstellung ein.

Wummm!

Treffer Nummer eins!

„Rohr zwei — lllos!“ rief Hoffmann.

„Torpedo ab.“

„18 Grad west! Maschinen stop!“
Wummm!
Treffer Nummer zwei!
„Rohr drei — lllos!“
Wumm!
Treffer Nummer drei!
Dann war auch der letzte Torpedo aus dem Rohr.
„Fluten! 80 Meter! AK voraus!“
Der vierte Treffer ließ auf sich warten. Es war auch keiner. Der erste Fehlschuß

Immerhin hatten sie genau 10 feindliche Schiffe innerhalb von zwei Tagen versenkt! Eine Glanzleistung, die nur durch das vorzüglich funktionierende Nachrichtensystem möglich war.

Am Abend des gleichen Tages liefen sie in der kleinen Bucht von Akjab ein.

Niemand wußte von ihrer Ankunft. Nicht einmal Hauptmann Klimsch. Denn der Erfolg ihrer Aktion beruhte ja im wesentlichen mit auf ihrer absoluten Funkstille.

Noch bevor die deutschen Offiziere die Villa von Klimsch erreicht hatten, wußte dieser bereits von der Ankunft. Sie sprach sich in der kleinen Stadt wie ein Lauffeuer herum.

Die Burmesen hatten weniger Sinn für, die Siege des deutschen U-Bootes. Dazu waren sie in ihrer gesamten und von der Religion geformten Einstellung viel zu friedfertig. Sie freuten sich einfach von Mensch zu Mensch über die glückliche Rückkehr der „Männer mit den blauen Augen“, wie die Matrosen getauft wurden.

„Ich wollte Ehrenjungfrauen aufstellen, Triumphpforten errichten und eine Kapelle anfordern!“ rief Klimsch schon von weitem und schloß Hoffmann in die Arme.

„Großartig!“ rief er wieder aus und gab den anderen Offizieren die Hand. „Ihr ward großartig! Ganz Südasien befindet sich im Aufruhr! Kriegsschiffe und Flugzeuge haben eine Aktion eingeleitet, die man wohl als die größte ansehen kann, die es jemals in diesen Gewässern gab.“

Unter solchen Lobreden, die die Männer mit Stolz erfüllten, wurden sie in der Kautschuk-Villa fürstlich empfangen und bewirkt.

Auch die Mannschaft kam zu ihrem Recht.

Sie bezog, bis auf die Wachen im Boot, von Europäern verlassene Villen und durfte sich erholen. Der Kontakt mit der Bevölkerung war sehr rasch hergestellt.

¹ Ihr Aufenthalt dauerte länger, als ursprünglich geplant, denn die Japaner rechneten keinesfalls mit solchen Erfolgen und hatten sich mit dem Nachschub von Torpedos Zeit gelassen.

Erst zehn Tage später traf der japanische Frachter ein.

In der Zwischenzeit hatte sich die Alliierte Admiralität auch wieder beruhigt, zumal in den letzten Tagen kein Schiff mehr versenkt wurde, und gab in beschränktem Umfang den Schiffsverkehr wieder frei.
*

Elfmal lief U-X aus der Bucht von Akjab aus, und elf mal kehrte es unversehrt wieder zurück.

Fast drei Monate hindurch verbreitete es unter den Alliierten Angst und Schrecken.

Über 130 000 Bruttoregistertonnen feindlichen Schiffsraum hatte es versenkt. Der Wert der Ladungen ging in viele Millionen Dollar.

Die Suche nach U-X verlief lange Zeit Zeit ergebnislos.

Aber langsam wurde die Schlinge zugezogen.

In den Morgenstunden des 20. Januar 1943 lief U-X wieder in der Bucht von Akjab ein.

Man hatte schon Routine darin.

Die deutschen Offiziere stiegen aus und wurden von den Japanern mit überschwenglicher Freude begrüßt. Auch Hauptmann Klimsch war diesmal sofort zur Stelle.

Plötzlich brummte es in der Luft.

Hoffmann und Klimsch sahen sich erschrocken an.

„Boot tarnen!“ rief Hoffmann.

Gewöhnlich wurde ein Tarnnetz über das Boot gezogen. Es lag auch an der Kaimauer bereit, aber die Zeit war zu knapp.

Es waren sechs Bomber und etliche Jagdbomber.

Sie waren bereits so nahe gekommen, daß das Boot nicht mehr getarnt werden konnte.

„Volle Deckung!“ rief Kapitänleutnant Hoffmann, dem es jetzt allein darum ging, seine Leute zu retten.

Der erste Jabo flog in nur hundert Meter Höhe über ihnen hin. Ganz einwandfrei galt der Angriff dem Boot.

Die erste Bombe saß schlecht.

Aber die dritte war ein Volltreffer!

Hoffmann lag etwa zweihundert Meter vom Kai entfernt in einem Graben.

„Aus“, sagte er bitter.

„Es war zu erwarten, daß sie eines Tages dahinterkommen würden. Nicht alle Burmesen sind astrein.“

Aber damit war die Aktion noch nicht beendet. Nun traten die Bomber in Aktion und warfen ihre tödlichen Lasten auf Akjab ab.

Als nach einer halben Stunde der

Angriff vorbei war, standen nur noch wenige Häuser am Rande der kleinen Stadt.

Die leichten Holzhäuser waren restlos zerstört oder brannten lichterloh. Die Menschen, von der barbarischen Grausamkeit eines Luftangriffes keine Ahnung, hatten ungeheure Verluste.

Auch die deutsche Mannschaft hatte

Verluste zu beklagen.

Osthoff war gefallen, Fleck schwer verwundet. Fünf weitere Deutsche wurden getötet, und fast alle übrigen trugen Wunden davon.

Die unwahrscheinliche Kriegsfahrt des deutsch-französischen U-Bootes U-X war beendet. Die Männer und das Boot hatten ihre Pflicht erfüllt.

NACHWORT

Das Schicksal der restlichen Besatzung von U-X blieb lange ebenso im nebulösen Dunkel wie das ganze Unternehmen.

Wenn nicht wenigstens Einzelne auf abenteuerlichen Umwegen nach dem Kriege Deutschland wieder erreicht hätten, würde die Aktion überhaupt in Vergessenheit geraten sein.

Nach dem verheerenden Luftangriff auf Akjab wurde der japanische Schiffsverkehr an der Westküste von Burma vollends eingestellt.

Es dauerte Tage, bis aus Singapur entsprechende Anweisungen für die deutsche U-Boots-Besatzung eingetroffen waren.

In der Zwischenzeit machten die Deutschen sich sehr nützlich. Sie kümmerten sich um ihre Verwundeten, um die verwundeten Japaner und schließlich auch um die völlig entnervten Burmesen, die seit dem Angriff zu nichts mehr zu gebrauchen waren.

Die Medikamente waren bald aufgebraucht, denn kein Mensch rechnete mit einem derart hohen Bedarf.

Der LI Fleck konnte trotz größter Bemühungen nicht mehr gerettet werden.

Hoffmann und Klinsch sorgten für eine ehrenvolles Begräbnis. Das fand genau an dem Tage statt, an dem endlich aus Singapur die langersehnte Nachricht über die weitere Verwendung der restlichen Besatzung eintraf.

Die Nachricht war für die Japaner geradezu typisch, denn sie lautete lakonisch, die deutsche Besatzung solle versuchen, über das Arakan-Gebirge zu steigen und Pakokku zu erreichen. Von dort aus führte die Eisenbahn nach Rangun.

„Das bedeutet wieder Urwald“, sagte Hoffmann, als er einen Blick auf die Karte geworfen hatte. Aber Klinsch kannte sich aus. Ihn schreckte der Urwald nicht. Er sorgte dafür, daß eine genügende Zahl von burmesischen Trägern angeworben wurden, die vor allem die verwundeten Deutschen auf Bahnen zu transportieren hatte.

Einen Monat brauchte die Expedition, bis sie in Pakokku eintraf. Dort mußte sie wiederum über eine Woche warten, bis sie Anschluß nach Rangun erhielt.

In Rangun selbst kamen endlich die Verwundeten in ärztliche Betreuung.

Sie versäumten nichts, denn nur wenige japanische Schiffe ließen noch Rangun an, das inzwischen von den auf den Andamanen ausgebauten Stützpunkten der Amerikaner immer mehr bedroht wurde.

Hoffmann und Klinsch zogen bereits in Erwägung, von Moulmein aus mit der Eisenbahn bis Je zu fahren und dort nochmals quer durch den Dschungel die Eisenbahn nach Bangkok zu erreichen, die dann bis Singapur führte.

Aber eines Tages wurden sie von dem japanischen Fliegerhorst darauf vorbereitet, daß sie mit Militärmaschinen nach Singapur gebracht würden.

Aber damit war die Odyssee der restlichen U-X-Besatzung noch lange nicht beendet.

Sie wurde zunächst, scheinbar ohne rechten Sinn, von einer Insel zur anderen verlegt und sollte sobald als möglich nach Tokio zur deutschen Botschaft gebracht werden.

Aber inzwischen hatte sich das Kriegsglück zuungunsten der Japaner gewendet.

Immer dann, wenn eine Abreise bevorstand, trafen Hiobsbotschaften ein, die von der Einnahme dieser oder jener Insel berichteten, so daß es immer schwieriger wurde, das japanische Mutterland auf dem Seeweg zu erreichen.

Auf dem Luftwege die Reise anzutreten, wäre theoretisch möglich gewesen, aber inzwischen hatten die Japaner so extreme Verluste ihrer Luftwaffe hinnehmen müssen, daß die Luftüberlegenheit eindeutig an die Alliierten fiel.

Schließlich landete Hoffmann mit seinen Leuten auf Borneo und durfte dort einige Wochen verbringen. Längst war der Krieg in Europa beendet. Aber für die Männer um Hoffmann gab es kein Ausweichen mehr. Sie waren auf Gedeih und Verderb mit den Japaner verbunden.

Als die Alliierten im Juni 1945 auf der Insel Borneo landeten und mit einer riesigen Übermacht an Menschen und ebensolcher technischer Überlegenheit die größte der Sunda-Inseln zu erobern gewillt waren, setzten ihnen die Japaner einen erbitterten und für beide Seiten verlustreichen Widerstand entgegen.

Unter den Kämpfern gegen die Alliierten befanden sich auch Kapitänleutnant Hoffmann und seine Männer.

Aber schon im Juli 1945 mußte der japanische Befehlshaber von Borneo seine Einheiten in das Innere der Insel zurückziehen. Nun war die Truppe von jeglichem Nachschub ab geschnitten.

Die Japaner – an ihrer Seite das Häuflein deutscher Seeleute – hielten sich, bis am 14. August 1945 das Kaiserreich Japan auf Grund der barbarischen Vernichtung von Nagasaki und Hiroshima durch Atombomben kapitulierte.

Die U-Boot-Leute wollten nicht in Gefangenschaft eingeborener Hilfstruppen der Alliierten fallen, von deren grausamer Kriegsführung sie manches gehört hatten. So versuchten die Deutschen, in tagelangen Märschen durch den Urwald von Borneo die Küste bei Pontianak zu erreichen, an der — wie sie wußten — die Amerikaner gelandet waren.

Den ersten US-Posten gaben sie sich

zu erkennen und wurden sofort zu Gefangenen erklärt.

Aber auch die Amerikaner gingen nicht sehr glimpflich mit ihnen um. Sie waren die harten Methoden gewöhnt, mit denen sie gegen die Japaner kämpften. Erst allmählich taute das Eis und die US-Offiziere gewöhnten sich daran, daß sich im pazifischen Dschungel auch Deutsche befinden konnten, die sie ja nur vom Hörensagen kannten.

Mit einem amerikanischen Kriegsschiff wurden sie in die Staaten gebracht, mußten die üblichen Vernehmungen in Oklahoma über sich ergehen lassen und wurden im Jahre 1947 nach Deutschland entlassen.

Magnus Hoffmann zog es nach einer See. Er dient heute bei der Bundesmarine in Kiel. Die anderen Männer von U-X treffen sich heute noch regelmäßig alle zwei Jahre, feiern ihre glückliche Heimkehr und tauschen alte Erinnerungen aus.